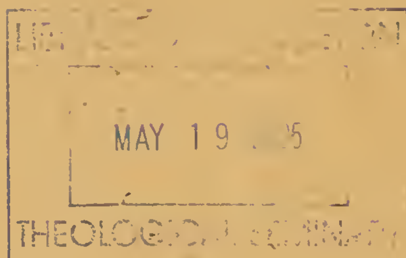
E. J. [illegible]
Augsburg, July 1950

‹ MERIAN ›

STÄDTE UND LANDSCHAFTEN
EINE MONOGRAPHIENREIHE



AUGSBURG


MAY 19

<MERIAN>

STÄDTE UND LANDSCHAFTEN

EINE MONOGRAPHIENREIHE

AUGSBURG

1948

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG · HAMBURG

 · UMSCHLAG-ENTWURF: ADOLF WESTERDORF · KLISCHEEHERSTELLUNG: ALBERT BAUER SÖHNE, HAMBURG · GESAMTHERSTELLUNG: HANSEATISCHE DRUCKANSTALT GMBH, HAMBURG-WANDSBEK

INHALT



Nach cristy gepurt · 1500 · iar was dise claidung zu augspurg das ist war ·

KURT PFISTER

Das goldene Augsburg

Konnte Nürnberg um das Jahr 1500 als Hauptstadt der deutschen Kunst gelten, so ist Augsburg in den beiden Jahrzehnten vor und nach der Jahrhundertwende an die vorderste Stelle des wirtschaftlichen und gesellschaftlich repräsentativen Lebens gerückt. Hand in Hand damit entfaltete sich hier eine ungemein tätige und breite Initiative in allen Bezirken der Wissenschaft und Kunst. Wenn in anderen deutschen Städten Humanismus und Renaissance als Bildungsgesetz wirkten, so ist es in Augsburg eine Art von Lebensgefühl, das Geist und Form, Gestalt und Substanz der neuen Zeit mit atmenden Organen aufnimmt.

Der Übergang hat sich hier leichter, aber doch nicht ohne Kämpfe und Vorbehalte vollzogen. Wenn man überhaupt von einer Stadt der deutschen Renaissance sprechen will, kann — neben Basel — nur Augsburg diese Kennzeichnung beanspruchen; und es ist naturgemäß von grundlegender Bedeutung, daß Holbein, der größte Meister der deutschen Renaissance, gerade in dieser Stadt — vermutlich Ende 1497, vielleicht auch erst Anfang 1498 — geboren wurde und aufwuchs. Wie die Welt des reifenden Mannes in Basel ihre geistige Prägung empfing, so die des Knaben und Jünglings durch das Erlebnis des weltaufgeschlossenen, großbürgerlichen Augsburg.

Seit Konradins Zeit ist Augsburg Freie Reichsstadt, und der Übergang zu den neuen ständischen Ordnungen hat sich hier ohne schwere Konflikte vollzogen.
1368 erhielten die Zünfte Zutritt zum Stadtregiment und erlangten in diesem bald ein maßgebendes Übergewicht; doch beließ man den Patriziern Vorrechte in der Besetzung von Ämtern und bei der Durchführung diplomatischer Missionen. Der Gegensatz von Bischofs- und Bürgerstadt blieb freilich bis zur Reformation bestehen und führte zu häufigen Kämpfen.
Im ganzen war das Regiment der Zünfte, d. i. der Handwerker, zwar fortschrittfreundlich, aber allen radikalen Neuerungen abgeneigt; was seinen Grund in der starken Bindung der Stadt an die Person des Kaisers, besonders diejenige Maximilians, dann aber auch in dem nicht so sehr in Satzungen als in dem Gewicht der finanziellen Macht verankerten Einfluß der großen Handelsgeschlechter und Wirtschaftsführer, voran der Fugger, Welser, Baumgartner, Rem, Imhof, Gossenbrot, Herwart, Manlich, Zink, Kraft und Herbrot hat.
Die die Fernpässe Tirols und des Engadins beherrschende Stadt wurde um 1500 der größte Umschlagsplatz des Handels Süddeutschlands mit Italien und dem Orient, sie war eine Hauptstätte der Leinen- und Baumwollindustrie. Das Haus der Welser entfaltete seine Initiative im Ostindienhandel mit Spezereien und Gewürzen, das der Fugger, voran sein großartigster Repräsentant, Jakob der Reiche (1459 bis 1525), im Bergwerkbau und Erzhandel, besonders in Silber und Kupfer.
Außerdem war hier ein Mittelpunkt des europäischen Geld- und Kreditverkehrs. Die Fugger waren die Bankiers der Päpste und Habsburger. Ihr Vermögen stieg zwischen 1510 und 1527 von 200 000 auf zwei Millionen Goldgulden, ein Betrag, der nach vorsichtigen Schätzungen etwa einer heutigen Kaufkraft von 70 Millionen Mark entspricht.
Man weiß, daß es die Darlehen der Augsburger Großkaufleute gewesen sind, die die Kaiserwahl Karls V. gegenüber dem rivalisierenden Franz I. von Frankreich ermöglicht haben. Von 850 000 Goldgulden, die der Habsburger damals aufnehmen mußte, haben die Fugger etwa 530 000, die Welser 140 000 gegeben; und so konnte Jakob Fugger dem Kaiser schreiben: „Es ist wissentlich und liegt am Tage, daß Eure Kaiserliche Majestät die Römisch Kron außer mein nicht hätte erlangen mögen."
Diesem selbstbewußten Wort muß man freilich ein anderes, kritisches, entgegenstellen, das Ulrich von Hutten ausgesprochen hat: „Suchten nicht bisher die Fugger auf jede erlaubte und unerlaubte Weise alle übrigen Kaufleute vom Handel mit indischen Erzeugnissen auszuschließen, um durch die Einführung von entbehrlichen oder die Gesundheit und die Sitten schädigenden Waren den Deutschen ihr Geld und Silber abzunehmen? Ist es daher nicht der Wunsch aller redlichen Deutschen, auch der gutgesinnten Kaufleute, daß diese Leute, je eher, je lieber, aus unserm Vaterland vertrieben werden? Ist es nicht Raub, wenn sie Deutschland mit einer Münze überschwemmen, die nicht den inneren Gehalt hat, der sie haben sollte? Ist es nicht auch Raub, wenn sie sich nahezu das gleiche Monopol über die Ablässe, Pfründen, Dispense und andere päpstliche Privilegien verschafft haben, wie über die indischen Waren, wenn sie ganz Deutschland mit römischem wie indischem Tand überschwemmen und ihren Mitbürgern, so dem einen wie dem andern, gutes Geld herauslocken?"
Die Kritik Huttens, die, wie man sieht, antiklerikale wie antikapitalistische Argumente vorbringt, war berechtigt, soweit sie den Ablaßmißbrauch und andere im Zusammenhang der Reformationsgeschichte wichtige Zersetzungerscheinungen der damaligen Kirchenpraxis angriff. Auch das soziale Problem, das mit der Entwicklung des Großunternehmertums eine gewisse Proletarisierung des Handwerks mit sich brachte — das Kapital für den Einkauf der Rohbaumwolle wurde von den Unternehmern vorgeschossen, die auch die Fertigstellung der Ware und den Vertrieb übernahmen —, ist bedeutsam genug; freilich ist es erst in einer etwas späteren Zeit, in den zwanziger und dreißiger Jahren des neuen Jahrhunderts, akut geworden. Die Geldentwertung aber, die Hutten den Monopoltendenzen der Fugger zuschreibt, ist in Wahrheit eine mit dem Zustrom des überseeischen Goldes zusammenhängende Kaufkraftminderung des Geldes gewesen.
Tatsächlich bezeugen die wenigen erhaltenen statistischen Angaben der Augsburger Stadtbücher, daß die soziale Struktur der Kommune damals noch gesund war, daß der Wohlstand ständig wuchs und sich auf einer breiten Grundlage entfaltete.
So erfahren wir, daß es um 1500 etwa 2500 Webermeister in Augsburg gab — gegenüber 700 im Jahre 1466 —, die jährlich siebzigtausend Stück Leinwand bleichten und fünfunddreißigtausend Stück Barchent dem Schauamt vorlegten. Bei einer ungefähren Schätzung der damaligen Einwohnerzahl auf 20 000 Köpfe werden im Jahre 1475 2700, 1520 etwa 3000 „Nichtshäbige" angeführt, für die in Notzeiten teils durch Maßnahmen der Stadtverwaltung, teils durch Spenden der Besitzenden gesorgt wurde. Daß der Reichtum sich nicht nur in einzelnen wenigen

Händen sammelte, wird ersichtlich, wenn man erfährt, daß die Stadt im Jahre 1522 5940 und im Jahre 1528 6440 Steuerzahler aufweisen konnte; in der ersten Steuerklasse waren 1498 9, 1526 39 Bürger eingereiht. Man hat berechnet, daß sich das Vermögen Augsburgs im Zeitraum dieser zwanzig Jahre verzehnfacht hat.

Auch der Umstand, daß man schon im Jahre 1473 120 Bier- und Weinschenken zählte, gestattet einige Rückschlüsse auf einen behäbigen und breit verteilten Wohlstand.

*

Die Söhne der Patrizier und reichen Kaufleute studierten an den italienischen Universitäten, in Bologna und Padua, und brachten den neuen humanistischen Geist, der auch in den Klöstern der Stadt eifrige Pflege fand, in die Heimat mit. Zahlreiche Offizinen, voran diejenige Johann Schönspergers des Jüngeren, Rynmanns, Silvan Ottmars und Sigmund Grimms, setzten sich mit Druckwerken für die Verbreitung der neuen Idee ein.

Das Haus Konrad Peutingers, des Freundes Kaiser Maximilians, war wie dasjenige Jakob Fuggers und des Erasmus von Rotterdam ein Mittelpunkt der humanistischen Studien und Bestrebungen. Der Gelehrte, dessen vornehme Denkart einen bedeutsamen und mäßigenden Einfluß im Stadtregiment ausübte, besaß eine berühmte Bibliothek griechischer und römischer Handschriften, eine wertvolle Sammlung antiker Münzen. Er hat u. a. eine Schrift über die römischen Altertümer in Augsburg und seiner Umgebung veröffentlicht. Wir hören von zahlreichen guten Schulen; auch wurde der Meistersang eifrig gepflegt.

*

Das Augsburger Stadtbild hat in diesen Jahrzehnten vor und nach der Jahrhundertwende eine vollkommen neue Gestaltung erfahren, die die behäbige schwäbische Baugesinnung mit dem neuen Dekor des Südens verschmolz. Wiederum ist Jakob Fugger, den man mit Recht den Vater der deutschen Renaissance genannt hat, zusammen mit seinen Brüdern der großartige Initiator, Melanchthon hat ihn gemeint, wenn er schreibt: „Augsburg ist ein deutsches Florenz, und die Fugger sind den Medicis an die Seite zu stellen."

1509 wurde der Bau der Grabkapelle der Fugger bei St. Anna, 1511 der des berühmten Fuggerpalastes begonnen: die beiden frühesten Denkmäler der deutschen Renaissance sind hier entstanden, ohne daß die Erinnerung an die spätgotische Vergangenheit vollkommen verleugnet worden wäre. In der Kapelle weist das Kreuzgewölbe und der Altarchristus auf mittelalterliche Tradition hin, der Palast hatte gotisch profilierte Portale, die in die Kreuzgewölbehallen des Erdgeschosses führten. Der Humanist Beatus Rhenanus, dem Holbein später in Basel begegnete, entwirft in einem an Philipp Puchaimer gerichteten Brief eine anschauliche Schilderung der prachtvollen Innenraumgestaltung der Fuggerschen Palastanlage:

Hans Holbein d. Ä. / Epitaph des Bürgermeisters Ulrich Schwarz (Ausschnitt) Photo Städt. Kunstsammlungen



„Niemals werde ich Deine Freundlichkeit vergessen, mit der Du mir in Augsburg behilflich warst, indem Du mich durch Christoph Wirsungs Vermittlung in das Haus der Fugger einführtest. Was gibt es Prächtiges, das hier nicht zu finden wäre? Fast überall ist es gewölbt und von Marmorsäulen gestützt, deren Kapitäle nach dem Muster des Altertums gemeißelt sind. Was soll ich sagen über die geräumigen und wohlgeschmückten Zimmer, über die Kamine, die Verbindungsgänge, über das Schlafgemach des Hausherrn mit seiner goldverzierten getäfelten Decke, mit seinem sonstigen Schmuck und der ganz ungewöhnlichen Pracht des Bettes! Neben diesem Zimmer befindet sich eine kleine Kapelle des Heiligen Sebastian mit einem aus kostbarem Holz meisterlich geschnitzten Gestühl. Alles ist innen und außen mit Malereien geschmückt, und obschon alles höchst wertvoll ist, trägt es doch selten überflüssigen Aufwand zur Schau, wohl aber einen gefälligen Geschmack und maßvolle Prachtentfaltung ...

Das Haus Raimund Fuggers, das von demjenigen Antons etwas entfernt liegt, aber ebenso fürstlich eingerichtet ist, gewährt einen sehr anmutigen Ausblick auf die Gärten, deren einer unmittelbar am Hause liegt, der andere durch die Straße, die aber nur eng ist, von ihm getrennt ist. Alles, was Italien an Pflanzen hervorbringt, weist der Hausgarten auf. Man sieht da ferner Blumenbeete, Gartenhäuschen, Baumgruppen, Springbrunnen mit gegossenen Götterbildern. Auch ein Bad befindet sich dort am Hause. Die Gärten des Königs Ludwig von Frankreich, die wir einst in Tours und Blois sahen, haben mir nicht so gut gefallen.

Als wir in das Haus eintraten, sahen wir umfangreiche Kamine, weitläufige Höfe und heizbare Gemächer, aufs prächtigste ausgeschmückt. Hier erblickten wir ausgesuchte Gemälde aus Italien, auch viele Bilder von Lukas Cranach in höchster Vollendung.

Noch mehr erregten unser Erstaunen, als wir in das obere Stockwerk hinaufgeführt wurden, die vielen Bildwerke des Altertums, wie sie wohl auch in Italien kaum irgendwo bei einem einzelnen Mann in größerer Zahl zu finden sind. Zunächst betrachteten wir die ehernen und gegossenen Standbilder. Welcher von den alten Göttern ist uns hier nicht mehrmals begegnet! In einem anderen Gemach, das nur Steinplastiken enthielt, sahen wir Diana mit dem Mond ...

Es wurde uns erzählt, daß diese Denkmäler des Altertums fast aus der ganzen Welt zusammengetragen worden seien, meist jedoch aus Griechenland und Sizilien. Herrn Raimund reut bei der Vorliebe, die er als genauer Kenner für die Wissenschaften des Altertums hegt, keine Ausgabe, wenn er solche Dinge erwerben kann. Daran erkennt man den wahrhaft edlen und hochsinnigen Geist dieses Mannnes.

Viele Neu- und Umbauten wurden damals durchgeführt. Es entstanden oder wurden neu gestaltet: die Kirchen von St. Ulrich und Heilig Kreuz, die Dominikanerkirche, das Katharinenkloster, das städtische Gieß- und Zeughaus, das Palais des kaiserlichen Kanzlers Matthäus Lang, das Kornhaus.



Silberne Madonna / Um 1500 (von Seld?) Photo Städt. Kunstsammlunge

Die herrliche Fassadenreihe der Via triumphalis, der Maximilianstraße, erhielt in diesen Jahren ihre Prägung. „Nie sah ich Glänzenderes und Verehrungswürdigeres als Augsburg", schreibt Urbanius Rhegius; und Enea Silvio Piccolomini: „Es möchten wohl Fürsten die Bewohner solcher Häuser beneiden."

Betrachtet man dieses Bild des goldenen Augsburg, das noch durch manchen wichtigen Zug zu ergänzen sein wird, so muß allerdings Huttens Kritik hinter der Schilderung eines anderen Zeitgenossen zurückstehen: „Wie diese Stadt in kurzen Jahren hat zugenommen, in Reichtum prächtigen Lebens, weiß männiglich wohl, der Augsburg gesehen. Denn ihresgleichen wird zu unseren Zeiten in Deutschland nicht gefunden, etlicher besonderer Personen halber, die an sich gezogen haben die höchsten Kaufmannshändel, die in Europa betrieben werden; ja, ich höre sagen, in der Barbarei führen sie ihre Hantierung und Gewerbe, so daß durch sie ein überschwenglich großes Gut erobert ist und sie für die reichsten Kaufleute geschätzt werden, so nicht allein Deutschland, sondern ganz Europa zu unsern Zeiten hat. Es ist durch sie die Stadt dermaßen mit herrlichen Palästen und Häusern gezieret worden, daß einer, der vorher nicht dagewesen, glauben kann, er ginge in ein Paradies... Die Bürger bei ihrem prächtlichen Wesen sind nicht unfreundlich gegen den Fremden und besonders gegen den Gelehrten, wie sie auch gelehrte Männer im Rat und in den Ämtern haben, und befleißigen sich, daß ihre Kinder in guten Künsten erzogen werden."

*

Ein neues festliches Lebensgefühl ist der Ausdruck der weltbürgerlichen Haltung und des gesteigerten Wohlstandes.

Liest man die Seiten der damals geschriebenen Chroniken, so könnte man wohl bisweilen zu der Meinung gelangen, das Leben der Stadt habe sich in diesen Jahrzehnten in einer nicht abreißenden Folge von Festen erschöpft; bis man durch andere Aufzeichnungen belehrt wird, daß es auch einen Alltag gab; bis man erfährt, daß, wie in den künstlerischen Dokumenten der Epoche spätgotische und renaissancehafte Elemente sich mischen, so auch hinter der heiter festlichen, fast antikisch-heidnischen Fassade solchen Lebens und Treibens mächtige und erschütternde Äußerungen religiöser Inbrunst und mystischen Glaubens fühlbar werden, die dann schließlich in den großen Kämpfen des kommenden Jahrhunderts, in den Bewegungen der Reformation und Gegenreformation, nach außen drängten.

Bezeichnend genug für solchen geistigen Dualismus ist ein Wort, das Hans Fugger bei der Bestellung einer Bildtafel äußerte: „Ich's wollte andächtig und schön haben und nit nur dies, daß der Maler allein sein Kunstwerk zeigt und weiter nichts hat."

Man liest immer wieder begeisterte Schilderungen von Glanz und Prunk der Turniere, Wettspiele, Aufzüge, Prozessionen, Schauspiele und Geschlechtertänze, von üppigen Gastmählern, von gewaltigem Aufwand in Mode und Tracht. „Wo ist eine Frau, ich sage nicht vom Adel, sondern eine bürgerliche", schreibt Enea Silvio, „die nicht von Golde glänzt?"

Ein vom Rat 1509 veranstaltetes Schützenfest kostete — bei einem Gesamtetat der Stadt in Höhe von 53 000 Gulden — 9000 Gulden. Von einem Bäckermeister, der seine Tochter verheiratete, wird berichtet, daß er 720 Gäste auf acht Tage eingeladen habe. Es seien u. a. 20 Ochsen, 30 Hirsche, 95 Mastschweine und 1000 Gänse verzehrt worden.

Es fehlt naturgemäß nicht an Klagen über ein solches Leben und Treiben. „Anno 1519", heißt es in einer Chronik, „war große Hoffart hier unter den Bürgern und unter den Handwerkern. Die Kaiserlichen haben viele bösen Sitten hierher gebracht, die früher nicht zu beobachten waren. Es geschahen große Spiele mit Karten und Würfeln, und man war ausschweifend in Essen und Trinken.. So war man auch üppig in der Kleidung: Männer und Frauen trugen Marderpelze, Samt und Damast, köstliche Ringe, Perlen und goldene Ketten, wie man sie in keiner Stadt in deutschen Landen findet."

*

Mit der häufigen Anwesenheit Maximilians in Augsburg — ein Rat des französischen Königs hat den Kaiser scherzhaft einmal „Bürgermeister von Augsburg" genannt — hängt in der Tat diese im damaligen Europa sprichwörtlich gewordene „Augsburger Pracht", aber auch manche nachteilige Auswirkung zusammen.

„Solange der Kaiser in der Stadt war", heißt es in einer Chronik, „ging es bei vielen Handwerksleuten, die dabei Nutzen zogen, hoch her; wenn er wegzog, waren sie den Luxus gewohnt und verdorben."

Erstmals hatte Maximilian 1473 als Erzherzog Augsburg besucht, und seitdem weilte er fast jedes Jahr als Gast und Gastgeber in seinen Mauern. Denkwürdige Reichstage wurden hier abgehalten, um die der Dekor reicher Feste sich entfaltete. Der Kaiser pflog gelehrte Gespräche mit seinen Freunden Jakob Fugger und Konrad Peutinger, er gab hier die Anregungen zu dem Innsbrucker Grabmal und den großen, der Geschichte seiner Vorfahren und seiner eigenen Erlebnisse gewidmeten Holzschnittwerken, bei deren Gestaltung vor allem der Augsburger Burgkmair mitarbeitete; denn, so schreibt Maxi-

milian selbst im „Weißkunig", „wer sich in seinem Leben kein Gedächtnis macht, der hat nach seinem Tod kein Gedächtnis und desselbigen Menschen wird mit dem Glockenton vergessen."
Als der Kaiser 1518 zum letztenmal im Zusammenhang des bekannten Reichstages in Augsburg weilte — damals hat ihn auch Albrecht Dürer porträtiert —, haben ihn die großen Aktionen der Innen- und Außenpolitik, der Türkenkrieg und das Gespräch Luthers mit Kardinal Cajetan, nicht davon abgehalten, einem Geschlechtertanz beizuwohnen und einen Reigen der Jungfrauen anzuregen, da ihm die Kavaliere nicht zierlich genug tanzten. Dabei störten ihn die das Gesicht verhüllenden Schleier und er ließ „seiner Demut gemäß, gütig und freundlich, obschon er doch in kraft seiner Kaiserlichen Majestät hätte gebieten können", die Jungfrauen bitten, daß sie „solche Schleier abtun sollten"; was denn auch geschah.
Als Maximilian, der wenige Monate später starb, aus der Stadt schied, sprach er die wehmütigen Worte: „Nun gesegne dich Gott, du liebes Augsburg, und alle frommen Bürger darin! Wohl haben Wir manchen frohen Mut in dir gehabt. Nun werden Wir dich nicht mehr sehen."
Die Gestalt des „Letzten Ritters", die aus dem spätgotischen Mittelalter wächst und sich dabei ohne Zwang in den Formen des neuen Geistes und Lebens bewegt, steht gleichnishaft für den in Augsburg — im Gegensatz zu Nürnberg und Basel — ohne schwere Kämpfe und radikalen Umbruch sich vollziehenden Übergang von der Gebundenheit der mittelalterlichen Ordnung in die neue Freiheit des Individuums.

Karte der Welser-Kolonie in Südamerika





Es ligt dieſe Statt auff einem luſtigen Bühel, hat gegen Orient über den Lech das Bayriſche Stättlein Friedberg, gegen Mittag die Algäuiſche Alpen und das Stättlein Landsperg, gegen Mitternacht die Thonau und gegen der Sonnen Nidergang ſtößt ſie an die Marggraffſchaft Burgau, und endet ſich zu Augspurg das Schwabenland, darinn ſie noch ligen thut. Hat eine freye heilſame Lufft und iſt der Boden herumb gar eben und fruchtbar an allerhand Früchten, jedoch ohne Weinwachs. Hat umb und umb eine weitſchweifige Weyd, ein feyſt lettigt Erdreich, luſtige Felder, zum Gevögel und anderem Wildpret bequem, mit den ſchöneſten Förſten umbgeben. Es wird dieſe Gegend ringsumb mit luſtigen flieſſenden Bächen von lauteren und klaren Brunnenwaſſern begoſſen, mit den ſchöneſten Gärten und Lußthäuſern darinnen gezieret.

¶ Dieſe der Licatier Vindelicier Haupt=Statt, ſo Licatiorum Damaſia vor Zeiten geheiſſen, haben die Römer eyngenommen und hieher ein Coloniam (oder Römiſch erbauende Menge) 12 Jahr, zween Monate und ſiebenundzwantzig Tag vor Chriſti Geburt geführet. Und bekame ſie vom Kayſer Auguſto den Namen Auguſtae.

¶ Was den Teutſchen Nahmen anbetrifft, ſo iſt auß dem Auguſta und Burg mit der Zeit Augspurg worden, ſo ſoviel als Auguſti Statt heiſſet. Und iſt denckwürdig, daß auß unzählbaren Stätten, welche deß Kayſers Auguſti Nahmen hin und wieder in der Welt bekommen und für andern berühmbt geweſen,

Augspurg.

fast allein diese einige Statt noch übrig ist, so ihren Namen in so viel hundert Jahren nicht verändert hat.
¶ Es führet die Statt zum Wappen ein Pine, Trauben oder Apfel, und ist zu vermuthen, weiln diese Landsart spitzige Nußbäume als Dannen, Fiechten, Fohren und Lerchenbäum hat, dessen zu gedencken eine dergleichen Frucht in das Statt=Wappen kommen seye.
¶ Sie ist, von der oben gemelten Colonia an zu rechnen, ungefehr fünffhundert und fünffzig Jahr in der Römer und Gothen Gewalt gewesen, von denen sie unter der Francken Beherrschung kommen, biß daß das Römische Reich auff die Teutschen Kayser gelanget, unter denen folgends diese Statt unter denen von ihnen gesetzten und belehneten Hertzogen in Schwaben gewesen ist, biß sie sich von dem letzten Conradino mit vilem Gelt frey gemacht und von den Kaysern hernach herrliche Privilegien erlanget hat.
¶ Anno 1272 hat der Bischoff die Jurisdiction und zwey Jahr darnach noch viel andere Gerechtigkeiten mehr dem Rath umb eine benandte Summe Gelts und auff eine bestimpte Zeit verliehen und versetzt. Anno 1426 hat ein Rath allhie beym Kayser Sigismundo erlangt, daß die Vogtey der Statt Augspurg von keinen Kayser nimmermehr verkaufft oder verpfändet werden möchte. Anno 1551 gab Kayser Carolus V. der Statt das Privilegium, daß sie Zollfrey seyn sollte mit allen ihren Sachen, was sie dahin führeten und wie sie es gleich herbrächten.
¶ Was aber sonsten das Regiment dieser weit=



L. Kilian / Bildnis des Elias Holl Photo Städt. Kunstsammlungen

berühmbten Reichs Statt betrifft, ſo iſt ſolches vor Zeiten bey den Patritiis oder Geſchlechtern geweſen, und wurden die beide Stattpfleger alle Jahr neu erwöhlet. Aber Anno 1368, als Graf Ulrich von Helffenſtein Landvogt allhier waren, entſtund ein Aufflauff von der Bürgerſchaft und wurde darauff den Geſchlechtern ihre Gewalt beſchnitten und geordnet, daß die Geſchlechter nicht allein deß Statt-Regiments wie bißhero fähig ſeyn, ſondern hinfort in hundert Jahren und einem Tag (mit welcher Zeit der Teutſche gemeinlich dasjenige, ſo ewig wären ſollte, beſtimpt) zween Burgermeiſter, einer auß dem Herren Geſchlecht, der andere auß den Zünfften jährlich erwöhlet würden. Welche auch gleichen Gewalt hätten. Und ſolches Regiment währete biß auffs Jahr 1548, in welchem Kayſer Carolus V. daſſelbe wider änderte, hernach die Zünffte auffgehoben und die Zunfftmeiſter abgeſchafft hat.

¶ Von weltlichen Gebäuen iſt ſonderlich das gewaltige Rathhauß zu beſichtigen, ſo man Anno 1616 zu bauen angefangen, deſſen Säl und Zimmer auffs Stattlichſt und über die maſſen zier- und köſtlich erbauet und zugerichtet ſeyn. Und ſtehet bey dieſem Rathhauß der künſtliche Perlachthurn, ſo ſonderliche Anzeig gewiſſer Jahreszeiten gibt, bey dreihundert Staffeln hoch iſt, und man die Statt davon wol beſichtigen kann. Und von dieſem Thurn wird der Platz, darauff das Rathhauß ſtehet, der Perlach und insgemein Perle genant, von deſſen Worts Urſprung theils meynen, er werde darumb der Berlach genant, dieweiln vorzeiten Bären allda auffzogen worden, wie noch etliche alte Gemälde außweiſen.

¶ Sonſten ſeyn noch zween ſtattliche Brunnen allhie, auf dem Weinmarckt und vor dem Korn- und Weberhauß, welches auch wol erbauet, weil die Weberzunfft die gröſſte allhie ſeyn solle. Als in welcher zu Kayſers Maximiliani deß Andern Zeiten 1600 Meiſter und darüber gezehlet worden, welche alle viel Knecht und ein groß Geſind zu halten pflegen, ſo allerley des hüpſchten und beſten Barchet und Pommeſin bereyten und machen.

¶ Die Metzig iſt ein Kayſerlich Beneficium und wird den Bürgern diſes Handwerck durch die Herren Truchſeſſen von Waldpurg verliehen.

¶ Vor dem Jacober Thor und in ſelbiger Vorſtatt iſt die Fuggerey, daher den Nahmen, weiln Ulrich, Georg und Jacob die Fugger Gebrüder umbs Jahr 1519 etliche viel Gärten, Höf und Häuſer erkaufft und hundertundzehn Gemach allda erbauet, darinnen allein haußarme Leut, ſo das Almoſen nit nehmen, jährlich einer umb ein Gülden unterhalten werden. Zu Anfang des 1642. Jahres waren zweyundfünffzig Häuſer, deren jedes hat zwey Gemach, das untere ein Höfflein oder Gärtlein, das obere aber darfür einen Boden. Gibt ein Gemach deß Jahres ein Gülden Zinß. Und wann ein Genoß von dem andern ſtirbt, ſo bleiben Wittiber und Wittib ohnvertrieben. Wann aber ein ſolche Perſon wieder verheiratet, ſo muß ſie alsbald herauß.

¶ Es haben ſich in dieſer Statt je und allezeit viel denckwürdige Sachen zugetragen, deren wir allein Kürtze halber etliche weniger gedencken. Als daß man will, daß dieſe Statt Anno Chriſti 451 vom Attila übel verwüſtet worden ſeyn ſolle. Zun Zeyten Kayſers Ottonis des Groſſen iſt ſie von ſeines Sohns Luitolphi und Tochtermanns Cunradi rebelliſchen Anhängern eyngenommen und mit Schwerdt und Feuer übel zugerichtet worden. Beſagter Kayſer hat Anno 955 bey dieſer Statt auf dem Lechfeld die Ungarn

gäntzlich erlegt. Und weiln die Weberzunfft eines Ungarischen Obersten, so in der Schlacht geblieben, Schild und Waffen unter andern Beuten erobert, als führet sie dieselbige noch heutigs Tags in ihrem Wappen, und seyn der Schild und Helm mit roth und gelben Querstrichen abgetheilet.

¶ Anno 1084 ist die Statt von Marggraf Leopold auß Oesterreich und Hertzog Hermann auß Schwaben zerrissen und zum guten Theil verbrant worden. Und kaum nach 4 Jahren hat Hertzog Welph auß Bayern das übrige zerschleifft, verbrant, die Mauren eyngeworffen und dem Boden eben gemacht.

¶ Anno 1415 seyn die Gassen und Strassen erstlich zu Augspurg gepflästert worden. Anno 1418 war es allhie gar wolfeyl, daß ein Pfund Rindfleisch 3 Heller, ein Pfundt Schmaltz umb 4 Pfenning, ein zweypfündig Maß Neckerwein umb 3 Pfenning, ein Karren voll Scheidtholtz umb 10 Groschen und 3 Hennen-Eyer umb einen Heller verkaufft wurden. An. 1420 sturben allhie an der Pest 16000 Personen, item An. 1642 in die eylfftausend Personen, welche Kranckheit auch das folgend Jahr beynahend den vierdten Theil der Menschen hinweg genommen. Anno 1473 gab man ein Maß Wein umb 3 Pfenning und seyn selbiger Zeit 120 Wirth oder Weinschencken allda gewesen. Drauff Anno 74 die Schenckmaß kleiner gemacht worden.

¶ Von Ostern Anno 1559 biß Ostern 1560 und also in einem Jahr wurden allhie dreyzehentausend Ochsen geschlachtet. Es war gleichwol auch in besagtem 59. Jahr ein Reichstag allda. Anno 1565 war die erste Leichpredigt bey der Begräbnuß Thomae Stahls allhie gehalten. Anno 1632 ist diese Statt im Aprilen vom König Adolpho auß Schweden belägert und eyngenommen, folgends aber von den Kayserischen Anno 1634 und 35 also blocquirt gehalten worden, daß sie sich wegen grosser Hungersnoth hat ergeben müssen.

Aus der Topographia Germaniae des Matthaeus Merian

Jonas Ostertag / Perlachturm und Rathaus Photo S. Rostra





GÖTZ FREIHERR VON PÖLNITZ

DIE FUGGER

SCHICHTUNG EINES GESCHLECHTS

Augsburgs Geschichte ruht in den Zeiten der Reichsstadt auf den Schultern seiner großen Familien, der Berufsfamilien der Zünfte wie jener der ihrer Mitte entsprossenen oder im Widerstreit mit diesen aufgestiegenen Geschlechter. Zu beiden Gattungen, zu den Zünften und zu den berühmten Einzelgängern, zählen die Fugger. Sie lassen sich in keinen Typ einfangen und erscheinen doch typisch für das Werden und Sich-Formen großer Häuser, vor allem haben sie das historische Profil Augsburgs in einzigartiger Weise geprägt.

Seit 1367, knapp vor dem Sturz des aristokratischen Regiments, in der Stadt ansässig, schwangen sich die Nachkommen jenes Hans Fugger, der aus dem Lechfelddorf Graben zuwanderte, binnen eines Jahrhunderts in die Spitzengruppe der Großvermögen auf. Angeborene und ererbte, durch Generationen gezüchtete Tüchtigkeit, verbunden mit guten, erheirateten Beziehungen zu führenden Familien der Weber, Kaufleute und Goldschmiede, schenkten ihnen solchen Erfolg. Jedoch er reihte sie noch nicht in jene kleinste Gruppe ein, deren Glanz den europäischen Ruf der Lechstadt begründete und deren Handelszeichen von Spanien bis Kleinasien, von Skandinavien bis Nordafrika, vornehmlich aber an den Brennpunkten großer Wirtschaft, wie zu Venedig, Brügge oder Iwangorod, mit scheuer Bewunderung betrachtet wurden.

In der Geschichte der Fugger läßt sich von keiner eigentlichen Gründergeneration sprechen. Sie besteht in keiner der beiden nach ihren Wappenbildern unterschiedenen Linien der „Fugger vom Reh" und der „Fugger von der Lilie". Jene Folge früher Generationen, die vom Tage der Einwanderung an bis zur Verleihung dieser Ehrenbriefe Kaiser Friedrichs III. hin, also bis zur Befestigung der Firma in der öffentlichen Finanz dauert, stellt vielmehr ein geschlossenes Ganzes dar, so reich es durch mannigfache Persönlichkeiten in sich gegliedert erscheint. Es ist das übrigens bezeichnenderweise beinahe die einzige Epoche, in der die Fugger nach zünftischen oder kommunalen Ämtern, nach Führung innerhalb der Stadt und nicht in erster Linie über die Stadt hinaus, mindestens in bestimmten Vertretern, strebten. Aber selbst diese Individualitäten vermögen darüber nicht hinwegzutäuschen, daß sie bloß historisches Detail, gleichsam Anekdote im Gesamtroman ihres Hauses sind, der sich in weit umfassendere Kapitel ordnet. Nicht aus wenigen Generationen — den meist üblichen: der Erwerber, Ererber und Verderber, sondern aus einer Anzahl von Generationsgruppen, die ihresteils gefügte Einheiten darstellen, ist das Geschick dieses einzigartigen Hauses genealogisch und soziologisch, politisch und wirtschaftlich, geistig und kulturell aufgebaut.

Die erste dieser Schichten, vom Beginn des vierzehnten bis zur Neige des fünfzehnten Jahrhunderts reichend, vollbrachte die Übersiedelung aus dem bäuerlichen Milieu schwäbischer Heimweber an die Augsburger Reichsstraße und damit in ein Zentrum europäischen Handels sowie internationalen Verkehrs. Es blieb von wegweisender Bedeutung, wenn folgende Generationen nicht mehr draußen auf dem Lande, sondern zwischen städtischen Warenlagern, Verkaufsständen und Rechenpulten heranwuchsen. Durch ihre frühe Jugend dröhnen bereits das Poltern und Ächzen hochbeladener Kaufmannswagen.

Der Vermögensanstieg der Frühzeit ist bereits beachtlich, hält sich indes noch im Rahmen des Vergleichbaren. Ebenso überschreitet die kulturelle Betätigung noch kaum den Bereich üblicher bürgerlicher Stifterfreude. Die Frauen entstammen angesehenen Meisterfamilien und weisen nur vereinzelt in den Kreis der hohen oder höfischer Finanz. An Bildnissen hat sich aus dieser ältesten Epoche ein einziges bewahrt, das Porträt Jakob Fuggers des Alten von unbekannter Hand. Es zeigt zwischen aller Verzeichnung ein derbes, hartes Gesicht. Soviel der goldene Hintergrund der Gestalt, Pelzhaube, Verbrämung, Ringe und Ketten auf den ansteigenden Reichtum deuten, so könnte man sich doch seinen Träger auch an Pflug und Webstuhl denken.

Bezeichnend dünken ferner die geistlichen Berufe. Insoweit sie von Kindern der damals ausgesprochen bürgerlichen Familie ergriffen werden, handelt es sich um rechtschaffene Nonnen in angesehenen

Deckengemälde im Goldenen Saal
Photo Städt. Bauverwaltung

Klöstern der Reichsstadt oder um vereinzelte Söhne, die anscheinend nicht nur aus geistlicher Sendung den geweihten Stand wählen. Sie sollen zugleich — zum Beispiel als Scriptoren höchster kirchlicher Behörden — für Familie und Firma Raum und Bahn im Schatten von St. Peter sichern. Auch der jüngste Sohn dieser ältesten Phase, seinesteils wirklich Bahnbrecher des großen Zeitalters der Fugger für seine Familie, für die Reichsstadt und für die Welt, Jakob der Reiche, hat als Chorherr in einem kleinen fränkischen Stift begonnen.

Als ihn der Tod älterer Brüder ins Geschäft ruft, vollzieht sich ein Strukturwandel, der binnen weniger Jahrzehnte von unerhörter Dichte einen neuen Menschen- und Geschäftstyp formt und damit zugleich die entscheidende Schicht in dem Geschicke seines Hauses zur Entfaltung bringt. Freilich auch diesmal ist es bei genialer Einmaligkeit der Begabung kein gewaltsames Geschehen von heute auf morgen, geschweige denn ein unversehenes Geschenk des Lebens an irgendeinen seiner verwöhnten Lieblinge, vielmehr zäheste Arbeit bis ins kleinste, die den Umschwung auslöst. Die Anfänge einer italienischen, Tiroler und Augsburger Lehrzeit verraten nach außen nichts Ungewöhnliches. Der dichte Schleier des Geheimnisses, hinter dem sich die langsame Ablösung der älteren Brüder Ulrich und Georg Fugger durch den jüngsten, Jakob, sein Aufstieg zum „rechten Schaffierer" der Gesellschaft vollzieht, läßt sich nicht zerteilen.

Sichtbarer, wenngleich auch vielfach verdeckt, geschieht der unerbittliche Kampf mit der Konkurrenz, der sich zumeist jenseits der schwäbischen Heimat abspielt. Schrittweise rückt die Gesellschaft „Ulrich Fugger und Gebrüder" an die Spitze der österreichischen Staatsgläubiger vor, gewinnt die uneingeschränkte, viel befehdete Kontrolle über die Bergschätze Tirols, der Tauern, Ungarns sowie weiter Teile von Schlesien, Böhmen und Spanien.

Andere hatten zuvor Ähnliches versucht, kaum in wesentlich geringerem Ausmaß. Jedoch fundamental unterschieden durch Konzeption wie Format der Durchführung erweist sich das Fuggersche Beginnen infolge planmäßiger Koppelung seines Vorhabens mit dem kühn aufgebauten System politischer Finanzen, die zur beinahe programmatischen Identifikation des österreichischen Großmachtstrebens von Maximilian I. bis Philipp II. mit der umfassenden Ausbreitung der Fugger in Handel, Bergbau und Finanz führt. Das fordert zeitweise empfindliche Verlustgeschäfte, gestattet dafür aber derart gewichtige Eroberungen wie die Einschaltung der Fugger in das slowakische Montanwesen, einen Erfolg, den die Firma durch die finanzielle Vermittelung der österreichisch-ungarisch-böhmischen Erbheiraten sich selbst sichert und dem Erzhaus entlohnt.

Fast noch mehr von Ungarn als von Augsburg aus vollzieht sich die transkontinentale Organisation des Fuggerschen Geschäftes, wird jenes Netz von Straßen mit Faktoreien als Knotenpunkten geknüpft, das sich nicht bloß über das Reich, sondern über sämtliche europäischen Räume erstreckt, Balkan und Adria, Lombardei und Pyrenäenhalbinsel nicht minder erfaßt als Polen und Baltikum, die durch Sund und Belt nach Skandinavien vorgreift, über Antwerpen zur Atlantischen Küste ausholt und in vereinzelten Ausläufern bis ins innere Frankreich und an die Themse sich vorwagt. Wer sich ihr zu widersetzen versucht, und seien es die Hanse oder Sienesen, wird in politisch-finanziellem Zweikampf unbarmherzig erledigt.

Nun fragt sich allerdings, woher die Mittel zu solchem Unterfangen kommen, das vor dem Eingriff in rein kirchliche Sphären keineswegs haltmacht, das Konklaven beeinflußt, römische Kaiser- und Königswahlen entscheidet, hier Kriege finanziert und dort Frieden stiftet, ein diplomatisches Nachrichtenwesen sondergleichen entfaltet, Zeitungen und Post organisiert, für die Söhne des Fuggerschen Geschlechtes die Würden von Reichsgrafen und Edlen des Königreichs Ungarn erlangt, ausgedehnte Herrschaften ansammelt, in die Tiefe seiner Schatztruhen die Juwelen des Burgunderherzogs neben jenen des Sultans versenkt und dabei in Wesen wie Erscheinung bei Jakob dem Reichen letzthin bürgerlich ausgerichtet bleibt.

Man hat die Ausschaltung jeglichen fremden Blutes aus dem Fuggerschen Unternehmen frühzeitig beobachtet, allein zu voreilig daraus geschlossen, dieses sei somit kapitalmäßig ausschließlich von der eigenen Familie getragen worden. Demgegenüber haben neue Forschungen das Bündnis der Fugger mit dem Vermögen der toten Hand, den verborgenen Geldern ungarischer Prälaten und von Kurienkardinälen geoffenbart. Damit gewinnt auch die Verflechtung in die kurialen Staatsfinanzen — mitunter im Gegensatz zu den Interessen der Kunden im Heiligen Kolleg — ihre eigene Beleuchtung.

Die Zeit wußte von der starken Beteiligung der römischen Fugger-Filiale nicht bloß bei der päpstlichen Münzprägung. Sie kannte Jakobs Anteil bei der Pfründenvermittelung und der Organisation der letzten spätmittelalterlichen Großablässe. Nahm man die offenkundige Verbindung mit Johannes Eck und seine in Fuggerschen Diensten gewagte Verteidigung der Zinswirtschaft hinzu, die einen kühnen Vorstoß gegen die mediävale Wirtschaftsethik des

heiligen Thomas wagte, schien der hintergründige Zusammenhang der Dinge einfach und mehr als durchsichtig dargetan.
In den Augen der Luther und Hutten arbeitete Fugger aus materieller Interessenverknüpfung für das römische Papsttum, und es schien darum zum höchsten an der Zeit, ihm „einen Zaum ins Maul" zu legen. Sogar das Wormser Edikt gegen den Reformator dünkte einer Welt, die von der finanziellen Allgewalt des Augsburgers gebannt war, durch sein Eingreifen ausgelöst.
Ähnlichen Vorstellungen blieb selbst das neuere Bild angepaßt, das in Jakob Fugger den Vertreter eines deutschen Renaissancemenschentums und Vorläufer modernen Unternehmertums in einer Person mit dem Prototyp der abendländischen Frühkapitalisten feiert. Irreführend wie alle zu einfache Deutung komplexer menschlicher Vorgänge erweist sich bei näherem Zusehen auch diese. Es ist nicht der Kampf um die Macht allein, jenes schier dämonisch rastlose Wirkenwollen, „dieweil er könne", das Fugger beherrscht. Nicht das mindeste vom italienischen Übermenschen der Renaissance, nichts von zynischem Jenseits-von-Gut-und-Böse umwittert die Gestalt eines Bürgers, der für sich und sein schönes, doch verwirrendes Weib Indulgenzen erwirbt, der die erste deutsche Renaissancekirche baut, aber bis ins Mark gotisch fühlt, der vermeintlich über Leichen schreitet und dabei mit seiner ersten abendländischen Armensiedelung, der Augsburger „Fuggerei", dem heidnisch fühlenden Literatentum seiner vornehmsten Kritiker ein säkulares Zeugnis christlicher Bruderliebe entgegenstellt, der nur scheinbar den Pomp italienischer Palazzi in deutschen Patrizierhäusern einführt, in Wirklichkeit aber mit spätmittelalterlicher Schlichtheit stirbt und über seinen Hausrat bis zur eigenen Bettstatt und deren Kissen so gewissenhaft verfügt wie irgendein alter Weber.
Durch seine einzigartige Gestalt, die bei mancher Einseitigkeit an das Geniale hinreicht, hat Jakob Fugger den klassischen Typ oberdeutschen Kaufherrentums, das viel gepriesene „Goldene Augsburg" verkörpert. Er gestaltet dabei zugleich, und das wahrscheinlich weit bewußter, die innere Form dieser zweiten, eigentlich herrenhaften Schicht im Generationsgefüge seines Hauses. Allerdings, der Neffe und Nachfolger, Anton Fugger, ist dabei vom Oheim nicht zu trennen, obschon sich bei ihm die gleiche Problematik bereits um den Winkel einer Generation verschoben wiederholt. Während in dem Alten die Gegensätze noch dichter beisammenwohnen, das Mäzenatische erst am Rande auftaucht, die Versuchung einer sozialen Verwandelung noch kaum empfunden wird, weil der vielseitige Span-



Hans Holbein d. Ä. / Jakob Fugger der Reiche (1459-1525)
Photo Birzele und Przibilla

nungsgehalt der unerhörten Persönlichkeit auch die Vereinigung des vermeintlich Widersprechenden einmal gestattet, klaffen unter den nächsten Neffen die Gegensätze bereits auseinander.
Dennoch kann von Epigonentum nirgends die Rede sein. Abwegig wäre die Frage, wer von beiden — Jakob oder Anton — der Größere gewesen sei, abwegig, weil falsch gestellt. Wertlos bleibt erst recht die andere, wer von ihnen der Reichere, da sie an das Problematische von Persönlichkeit und Werk überhaupt nicht rührt. Ohne Jakob ist kein Anton Fugger denkbar. Und wenn der Jüngere sich mit spanischen Quecksilbergeschäften bis in die Gefahr des Ruins verflicht, Spekulationen mit niederländischen Staatspapieren riskieren muß, toskanische und neapolitanische Operationen mitunter über den Rand des wahren Vermögens hinaus eingeht, ist er selbst hierin ebenso Vollender des Erbes, des „Stils", seines angeblich vorsichtigeren Oheims wie bei den Königswahlen und in der Finanzierung der siegreichen wie von Rückschlägen überschatteten Heerzüge Karls V. und Philipps II., — nur eben etwas verwandelt in den Maßstäben der Zeit.

Hierin kündet sich diese Wandlung an, die bei den Brüdern und Vettern, erst recht bei Söhnen und Neffen zur Abkehr, wenn nicht zu einer Art Verrat am Überkommenen, richtiger gesagt zum Durchbruch einer neuen Schicht und ihrer Haltung zum Leben führt. In der wohlgemeinten Absicht, Große noch vergrößern zu sollen, haben posthume Biographen Jakob dem Reichen Sammlungen und Bibliotheken angedichtet, die nie sein Eigen waren. Im Gegenteil, das sammlerische Moment wird zu einem der Charakteristiken der nächsten Generationengruppe. Diese Menschen, übrigens schon Anton und sein Bruder Raymund Fugger, können mit Hingebung sammeln, sie sind Menschen ohne jene verhaltene Bändigung des Charakters, die ihren großen Oheim auszeichnet.



Auch die literarischen Beziehungen, Humanistenkorrespondenzen, die Förderung der antiken Forschung, der Aufbau der Bibliotheken sind Eigenschaften, die für die neue Generationsschicht bezeichnend sind, mitunter aber zum Verhängnis werden können. Die Faktoreien dienen ihnen bereits fast mehr zur Befriedigung differenzierten Lebensgenusses durch Vermittelung wertvoller Bilder, Gläser, Teppiche, Bronzen und Stoffe denn als Umschlagplätze des internationalen Handels.

Diese Veränderung der Fugger haftet nicht an der Oberfläche. Man begnügt sich nicht mit der üppigeren Ausschmückung des eigenen Ambiente, einer breiten Zurschaustellung von Luxus oder Genuß. Zugrunde liegt ein raffinierteres Lebensbedürfnis, das sich aus der Gesamtneigung der Zeit speist, hier freilich außerdem noch in einer blutmäßigen Wandlung des Geschlechts wurzelt.

Mit den Nichten und Neffen Jakobs verschieben sich an- und eingeheiratete Familien aus dem ursprünglich kaufmännisch-bürgerlichen Bezirk in Kreise landgesessener Ritterschaft. Man hält sich auch räumlich nicht mehr im Schwäbischen, vermählt sich mit Töchtern vornehmer Geschlechter, schließlich des hohen und höchsten Adels aus dem gesamten Reich. Erstmals durch die Ehe Raymund Fuggers wie seiner Schwester knüpfen sich Verbindungen zu ungarisch-polnischen Kaufmannsfamilien, die zunächst einer Befestigung des gemeinsamen Handels mit den Thurzo als Magnaten osteuropäischer Wirtschaft dienen sollen. Diese Heiraten leiten bezeichnenderweise schon in der ersten Generation östliches Brauchtum in die Reichsstadt, so wie die italienischen Beziehungen der Fugger ihr eine Fülle kultureller und künstlerischer Anregung beschert hatten.

Das klar Geschlossene, Bestimmte und Sichere, in sich Feste des Lebens geht durch die fremden Ehen unmerklich verloren. An die Stelle des bisher bürgerlichen Lebensgefühls tritt ein adoptiertes soziales Ideal gemäß der neuen blutmäßig gemischten Substanz infolge der unglaublich anziehenden, zwielichthaften Situation von Menschen, die auf der Grenze zwischen zwei Welten stehen.

Leidenschaftliche Sammler eröffnen, wie gesagt, den Reigen. Zu ihren Schätzen zählen die merkwürdigsten Raritätenkabinette Oberdeutschlands. Als Antrieb überwiegt dabei nicht das Bedürfnis zur Stapelung von Sonderbarkeiten, vielmehr ist ihr Trieb beherrscht von einer geistigen Bewältigung des Daseins, die in der Pflege italienischer, deutscher und niederländischer Bilder, antiker Gemmen oder Plastiken, mittelalterlicher Bücher, — darunter der Manesseschen Handschrift — eine Erfüllung des eigenen Lebens sucht und findet.

Das Fuggerhaus zu Augsburg wird unter Johannes Fugger zu einem echten Juwel europäischer Wohnkultur, seine Räume in dem schwäbischen Schlosse Kirchheim, hauptsächlich durch den berühmten Cedernsaal, zum vornehmsten Ausdruck dieses differenzierten, stark herrenhaften Lebensgefühls der Schicht um 1580. Gewiß hatte der Burgenerwerb schon in der Zeit des großen Handels begonnen, indes er gewann erst jetzt innere Wichtigkeit. Nun erscheinen die Schlösser nicht länger als kaufmännische Vermögensanlage, selbst nicht als benötigter Umraum des Lebens. Sie werden zur Emanation des neuen Lebensinhaltes und fast schon zum Selbstzweck für ein Mischgeschlecht von Kaufherren und Rittern, das sich hieran menschlich verschwendet.

Nicht zuletzt beginnen die Liebhabereien sich merklich zu ändern. Man huldigt der Jagd bis zur Hemmungslosigkeit, schreibt Bücher (was für den großen

Jakob schon zeitmäßig unvorstellbar geblieben wäre), oder läßt solche schreiben über das Gestütwesen, über geschichtliche Themen, die Genealogie des eigenen Hauses. Daneben entstehen geheime Manuskripte mit den Horoskopen sämtlicher Mitglieder der Familie, und Jörg Fugger fahndet schließlich in verborgenen Laboratorien höchstpersönlich nach dem Stein der Weisen, den seine Ahnen im Bergbau und auf den Märkten suchten. War eine frühere Generationsschicht unzweifelhaft persönlich reicher gewesen als die beginnenden Verschwender, so hat diese Gruppe dafür die Welt umher desto reicher gemacht, da sie aus ihrer Fülle, dem Überangebot ihrer Persönlichkeiten, sich nach allen Richtungen hin menschlich verspendete.

Manchmal, wie bei Johann Jakob Fugger, gehen dabei bereits der innere und äußere Halt verloren. Der Handel leidet. Der private Konkurs wird mühsam vertuscht. Im ganzen aber bleiben die Ernsthaftigkeit des Lebens und das innere Gesicht des Daseins gewahrt. Die mit steigendem Gefühl für den Eigenwert angelegten Porträtwerke zeigen männliche Gestalten von imponierender Statur. Allerdings, die gemeißelten Schädel der ersten Generationen tauchen nicht wieder auf. Dafür finden sich vornehme, mitunter müde oder träumerische Kavaliere, häufig nach der Tracht eines Philipp II. verhalten schwarz in schwarz gekleidet. Das Dunkel ihrer Gewandung wird nur sparsam überhöht von feinen, feierlichen Krausen und dem Gefunkel eines Kleinods an schmaler goldener Kette.

Fragt man nach dem Schicksal dieser Menschen, so zeigt sich dahinter zumeist der hinreißende Kampf um den großen geistigen und gewissensmäßigen Austrag des Jahrhunderts, der Kampf um Reformation und Gegenreformation. An jener nehmen die Fugger mit wenigen Gestalten wie dem jüngeren Ulrich, Schöpfer eines Teils der Heidelberger Bibliothek, teil. Meistens stehen sie mit persönlicher Hingabe und dem Einsatz ihrer privaten Freiheit im Lager der Gegenreformatoren. Ihnen werden außer Geld, Gut und Soldaten Häuser und Liegenschaften für Kirchen, Klöster oder Schulen, vornehmlich Jesuitenkollegien, in und außerhalb Augsburgs zur Verfügung gestellt. Diese Gruppe Fuggerscher Männer verschreibt sich mit heißer Gläubigkeit und kindlichem Gehorsam der Wiedergeburt der alten Kirche. Es geschieht aus dem erschütternden Erlebnis ihrer Bekehrung oder Wiederbekehrung, mitunter im persönlichen Austausch mit führenden Gestalten der römisch-spanischen Bewegung und deren Heiligen, am innigsten in geistiger Gemeinschaft mit Petrus Canisius.

Schon Jakob Fugger war aus seiner Zugehörigkeit zur spätmittelalterlichen religiösen Reform zuletzt überzeugter Gegner der Reformation geworden. Diese Ausrichtung steigert sich in der folgenden Generationsgruppe gemäß ihrer ritterlich kämpferischen Lebenshaltung. Mochten die Fugger des späten sechzehnten Jahrhunderts häufig untereinander im prozessualen Streit liegen und mit der einstigen Geschlossenheit des Geschlechts die überlegene Macht der Gesellschaft schwinden, zeigen sie sich doch im wesentlichen einig beim Kampf für die Katholizität





Fuggermedaillen: M. Sebel / Raymund Fugger (1489-1535) und H. Kels d. J. / Jörg Fugger (1518-1569) Photo Birzele und Przibilla



ihres persönlichen Lebens, ihrer Herrschaften, ihrer städtischen Heimat, des Reiches und der Welt. Ohne die Fugger gibt es keine deutsche, besonders keine Augsburger Gegenreformation.

Allerdings die Weise, wie diese Grundrichtung beim einzelnen zur Verwirklichung gelangte, wechselt rasch und bald ohne Unterlaß. Da erscheinen nach den humanistischen Gelehrten und mäzenatischen Sammlern kaiserliche Politiker, hohe Militärs, höfische Beamte, Staatsminister und Ritter des Goldenen Flieses, oberste Richter sowie Fürstbischöfe, Domherren und Äbte. Aus der Vielfalt dieser zumeist hingebend ausgeübten Berufe spricht eine beglückende Fülle wahrer Persönlichkeiten, jede für sich der Betrachtung wert und nur hier verschwindend durch die Unzahl der Gestalten.

Es läßt sich nicht leugnen, daß das Menschentum dieser Fuggerschen Generationen immer ausschließlicher vom adeligen Einschlag ins traditionelle Gewebe beherrscht wird, ohne damit freilich das ursprünglich Fuggerische preisgeben zu wollen. Zwischendrin leuchten, wenngleich vereinzelt, kaufmännische Naturen auf, beispielsweise im Pfefferhandel der Octavianus-Secundus und Philipp Eduard Fugger. Die Handelsgesellschaft als solche erhält sich bis etwa zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Zum Ende freilich findet sie sich von Menschen geleitet, die höchstens aus Herkommen, und nicht mehr aus Überzeugung, geschweige denn aus Berufung Kaufherren heißen durften.

Erst die endgültige Liquidation der fast zweihundertjährigen Kette Fuggerscher Handelsfirmen kennzeichnet wahrnehmbar den unwiderruflichen Vollzug einer dritten Wandlung. Endgültig scheint jetzt das Gedächtnis des großen Handels abgestreift. Man wird zum gräflichen Junker und Kavalier benachbarter Höfe, mitunter vielfach interessiert und weit gereist. Der große Einsatz des Lebens aber wird fast nirgends mehr gewagt. Durch die kettenartige Folge ähnlicher Ehen überwiegt nachgerade das adelige Element, und die Fuggersche Dominante der einstigen Zeit gerät beinahe in Vergessenheit.

Blickt man in das Antlitz dieser Generationen des achtzehnten Jahrhunderts, so wird eine gewisse Durchschnittlichkeit der Gesichter nur schlecht verborgen durch den Aufwand des Kostüms, von Prunkrüstungen, Feldherrnstäben, wallenden Mänteln, Degen, Orden, farbigen Fracks und gepuderten Perücken. Dazwischen scheinen erste lebensmüde, fast dekadente, mindestens elegische Figuren aufzutauchen. Zumeist obwaltet aber noch eine strahlende satte Lebensfreude der Männer, bei den Frauen hingegen das höfisch-spielerische Zeremoniell bis in das à la Marie Antoinette hoch aufgesteckte Haar. Auch diese Generationsgruppe kennt bedeutende Vertreter des Fuggerschen Namens, so etwa einen Bischof von



Regensburg, der als Kunstfreund gerühmt wird. Ebenso bleibt die religiös devote Haltung durchaus gewahrt, wie es die Stiftung der Weldener Wallfahrtskirche, eines Juwels schwäbischer Barockkunst, beweist. Ein faltig weiter Teppich bunter, religiöser Kunst und Kultur, durchwirkt mit dem Motiv der Fuggerschen blau-goldenen Lilien, breitet sich bis in das Rokoko über die schwäbische Landschaft. Dabei mag es an persönlicher Ehrlichkeit der Empfindung, gesteigert bis zum schmachtend sich verzehrenden Gefühl, nicht fehlen. Dennoch lassen die großen, packenden Naturen allmählich nach. Es schwindet die von mächtigen Impulsen des Daseins getragene echte, leidenschaftliche, alte Greifweise des Lebens.

Man ist vielleicht noch nicht eigentlich preziös, indessen das Generelle, das doch nur Typische und Unverbindliche verdrängt das Individuelle, trotzdem die Überhöhung des persönlichen Geltungsbedürfnisses mit einer Verengung der realen Wirkungshorizonte voranschreitet. Diese Männer sind längst nicht mehr Kaufleute, auch nicht mehr adelige Grundherren. Ihr Stil wird absichtlich immer fürstlicher, selbst auf die Gefahr hin, daran wirtschaftlich und moralisch zu zerbrechen. Am deutlichsten äußert sich solches in der Entfaltung der Musikliebe. Jakob Fugger stiftete seinerzeit die erste Fuggersche Orgel für die eigene Grabkapelle. Jetzt werden Hofkapellen gehalten, Theater aufgeführt, grandiose Musiksammlungen angelegt, und bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein wird dieser seigneurile Maßstab des Lebens noch so lebhaft nachblühen, daß noch um den Ausgang des letzten Jahrhunderts ein Fugger sich seine Beamten nach ihrer musikalischen Begabung wählt.

Mit der Erhebung in den Reichsfürstenstand, die kurz vor dem Zusammenbruch des alten römisch-deutschen Kaiserstaates dem romantisch „teutsch" empfindenden Anselm Maria Fugger von Babenhausen 1803 zuteil wird, verdichtet sich dieses fürstliche Lebensgefühl für die Dauer des letzten Jahrhunderts. Kurz zuvor hatte man noch stolz gegen den Citoyen Premier Consul Bonaparte protestiert, vermag nun aber die frische Reichsfürstenherrlichkeit gegen ihn und seinen Verbündeten nicht zu behaupten und unterwirft sich daher kampflos dem großen bayerischen Nachbarn.

Die Familie, soweit ihre bekanntesten Gestalten fortan nicht den Kontakt mit dem Wiener Kaiserhof suchen, gewinnt seither wieder stärkere Fühlung mit der Augsburger Wiege des Geschlechts. Doch das geschieht nicht als Rückkehr zum bürgerlichen Dasein, vielmehr in fürstlich gnädiger Weise. Die Fassaden der einstigen Häuser am Augsburger Weinmarkt werden im üppigen Geschmack der Zeit mit



Bildnisse aus drei Generationen der Fugger: Ott Heinrich (1592-1644), Anton (1493-1560) und Jörg (1518-1569)
Photo Birzele und Przibilla

Bildern aus der Fuggerschen Geschichte bemalt, die nur an Format die feinen Schildereien Burgkmaiers im Innern des Damenhöfchens übertreffen. Historienmalerei und historischer Roman feiern mit Vorliebe die Familiensagen vom einwandernden, armen Webergesellen bis zur Schuldscheinverbrennung im sagenumsponnenen Kamin. Man weiß sich Fürst, fühlt sich nicht anders und liebt eben darum die Tradition solcher Mythen. Tatsächlich beherrscht der grandseigneurile Stil, der splendor familiae, das Bild des Hauses und den Charakter seiner vorzüg-

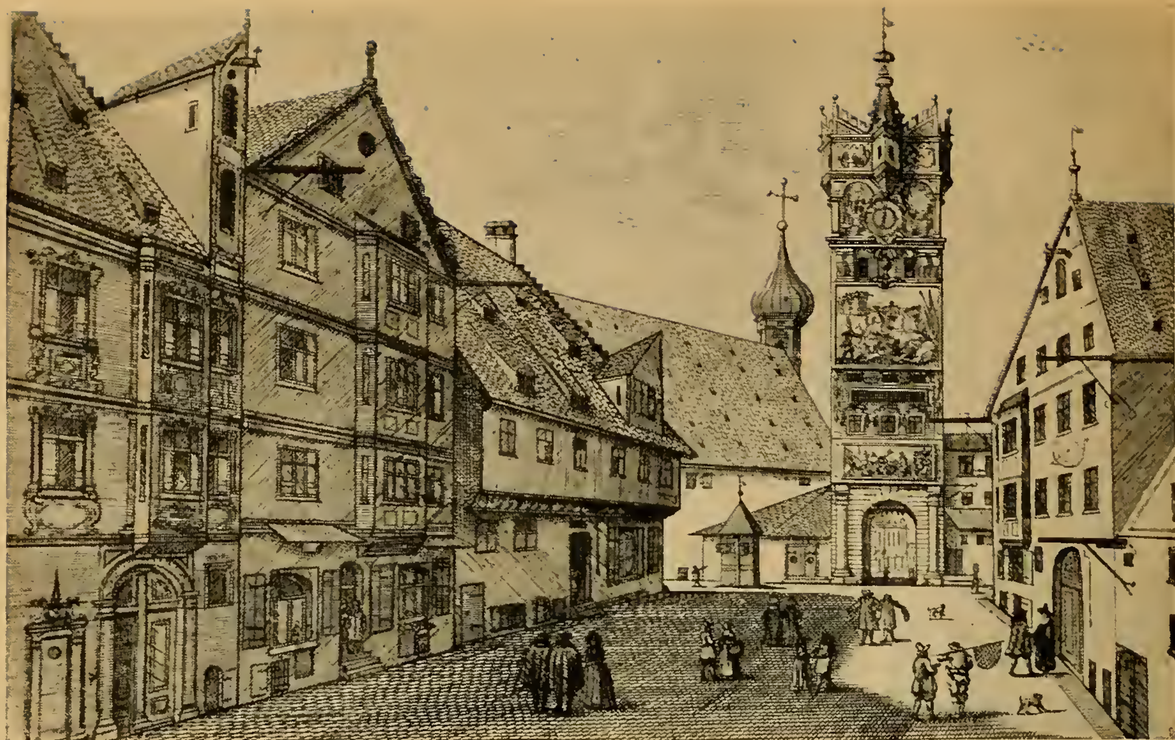
lichsten, mitunter sehr tatkräftigen und bedeutenden Vertreter bis zum Ende des zweiten deutschen Kaiserreiches. Hart vor dem Ausbruch des ersten Weltkriegs erringt die Fuggersche Linie Glött aus der Hand des bayerischen Königs einen zweiten Fürstenhut.
Weltkriege und Folgezeiten haben das Haus Fugger, mindestens seine historische Schichtung, insofern in Frage gestellt, als ein erheblicher Teil der Stein gewordenen Zeugnisse seiner Größe in der Augsburger Schreckensnacht von 1944 zerstört wurde. Das Geburtshaus Jakobs ging zugrunde. Die Fuggerhäuser von vier Jahrhunderten, gleich der „Goldenen Stube“ und den Handelshäusern, den Fuggerschen Grablegen und Kirchen brannten aus. Keinem Geschlecht Augsburgs hat jene furchtbare Prüfung so hart zugesetzt wie diesem. Sogar die friedliche Fuggerei sank zum größten Teil in Asche.
Aber noch blüht die Familie, obwohl nicht im ursprünglichen zahlenmäßigen Umfang, in drei Zweigen, erheben sich ihre Gotteshäuser, Paläste und Stätten der Wohltätigkeit schon wieder aus den Trümmern. Die einzige existenzielle Gefahr, nämlich jene des Abreißens der Tradition, des Verlustes der spezifisch Fuggerschen Note, die Möglichkeit des Sich-Verlierens ins Unpersönliche ist dadurch beschworen, daß neben allen anderen waltenden Kräften schließlich Wucht und Fülle ihrer Stiftungen die Fugger notwendig zusammenhalten und ihnen unablässig in den überkommenen Aufgaben ihrer Führung Sinn und Willen der Alten unverwischt vor Augen stellen.
Trotzdem wäre es unfuggerisch, nur bewahrend, nichts als dieses allein zu sein. Denn, wo immer dieses Geschlecht sich zur Größe entfaltete, geschah es im bewußten Fortschreiten über die eigene Zeit und zum Teil im Widerspruch mit ihr, mitunter aus schwäbischem Eigensinn, jedenfalls aber geformt vom ungebrochenen Glauben an die eigene Kraft und eine sendungsähnliche Verpflichtung.
Die Nachgesänge des Barock sind endgültig verklungen. Wieder scheint ein Abschnitt von einschneidender Bedeutung zu dämmern. Er mag den Fuggern dereinst, soweit solches im Rahmen ihrer Möglichkeit liegt, die Bewältigung mancher Nöte unserer Zeit aus der Sicht einer neuen Gruppe von Generationen bescheren. Sie schon heute näher zu umreißen, hieße nichts anderes, als Wünsche auszusprechen, wo nicht gar zu schwärmen. Nur so viel ist gewiß: Auch diese künftige Schicht wird, sofern sie nicht epigonenhaft dem Sommer der Lilien nachwelken soll, den Alten ähnlich nüchtern und zugleich phantasiebegabt, herrisch, aber letzthin selbstbeherscht, ihrer selbst bewußt und doch selbstlos heranwachsen müssen, wenn sie als vollgültiges Stockwerk auf den Unterbau der früheren Generationen des Hauses sich türmen und künftigen Schichten ihrerseits als tragender Unterbau Fuggerscher Zukunft dienen will.



Kuriöser Report

Aus dem süddeutschen Reisetagebuch des Herrn Michel von Montaigne

Wir reisten nach Tisch weiter und kamen durch eine weite Ebene mit ganz einheitlicher Vegetation, ähnlich der Ebene von Beausse, nach Augsburg, vier Meilen davon, das als die schönste Stadt Deutschlands gilt, wie Straßburg als die stärkste.
Die erste seltsame Zurüstung, die wir bei unserer Ankunft sahen, die aber die Reinlichkeit dieser Stadt beweist, war, daß die Stufen der Wendeltreppe unseres Gasthauses ganz mit Leinenzeug belegt waren, über das wir schreiten mußten, um die eben, wie jeden Samstag, gewaschene und geputzte Treppe nicht schmutzig zu machen. Wir bemerkten niemals Spinngewebe noch Schmutzspuren in all diesen Gasthäusern; in einigen gibt es Vorhänge, die man nach Gefallen vor die Scheiben ziehen kann. Tische finden sich nicht in den Zimmern, ausgenommen die an dem Fuß jedes Bettes angebrachten, die sich in Scharnieren bewegen und nach Belieben auf- und zugeklappt werden können.
Die Bettfüße ragen zwei bis drei Fuß über die Bettstellen hinaus, oft so hoch wie das Kopfkissen; das Holz, das dabei verwendet wird, ist gut und zeigt schöne Arbeit, jedoch übertrifft unser Nutzholz weit ihr Tannenholz. Auch hier wurden in die blinkenden Zinnteller zur Schonung hölzerne gesetzt; an den Betten sind vor die Wand oft Tücher und Vorhänge gezogen, damit man die Wand nicht anspuckt und verunreinigt. Die Deutschen sind Liebhaber von Wappen: denn in allen Gasthäusern findet man sie von den durchziehenden Edelleuten schockweise an den Wänden zurückgelassen, auch alle Scheiben sind damit versehen. Die Speisenfolge ist im Land sehr verschieden; hier wurden zuerst Krebse aufgetragen, die überall sonst gegen Ende kommen, sie waren von einer außerordentlichen Größe. In verschiedenen Gasthäusern, wenigstens den großen, wird alles zugedeckt aufgetragen. Was die Glasscheiben so leuchtend macht, ist das Fehlen unserer festen Fenster; vielmehr sind hier die Rahmen beweglich und die Scheiben werden oft geputzt.
Der Herr von Montaigne besah sich am nächsten Morgen, einem Sonntag, mehrere Kirchen, und fand in den sehr zahlreichen katholischen überall den Gottesdienst sehr gut eingerichtet. Sechs Kirchen mit sechzehn Geistlichen gehören den Protestanten, zwei davon sind den Katholiken weggenommen, die vier übrigen für sie erbaut. Am gleichen Morgen besuchte er eine davon, die einem großen Kollegsaal glich und weder Bilder, noch Orgeln, noch Kreuze hatte. An den Wänden ziehen sich viele Inschriften in deutscher Sprache hin: es sind Bibelstellen; ferner sind zwei Kanzeln da, die eine für den Geistlichen bei der Predigt, die andere, die etwas tiefer liegt, für den, der den zu singenden Psalm anstimmt: nach jeder Strophe wartet die Gemeinde, bis dieser die nächste beginnt; es wird durcheinander gesungen, wer gerade will, und auch mit bedecktem Haupt, wer will. Darauf schritt ein Prediger, der in der Menge stand, zum Altar, las ein langes Gebet aus einem Buch, und die Gemeinde erhob sich, faltete die Hände und erwies dem Namen Jesu Christi ihre große Ehrfurcht.
Nachdem der Prediger, der unbedeckt geblieben war, mit dem Vorlesen aufgehört hatte, kamen auf den Altar ein weißes Tuch, eine Kanne und ein Napf mit Wasser; eine Frau reichte ihm, in Gesellchaft von zehn bis zwölf anderen Frauen, ein Wickelkind mit unbedecktem Gesicht. Der Prediger tauchte dreimal alle Finger in den Napf, berührte das Gesicht des Kindes und sprach bestimmte Worte. Darauf traten zwei Männer heran und legten jeder zwei Finger der rechten Hand auf dies Kind: der Prediger sprach zu ihnen, und die Handlunng war zu Ende. Beim Hinausgehen unterhielt sich der Herr von Montaigne mit dem Prediger. Sie rühren an keine Einkünfte der Kirche, sondern werden öffentlich vom Staat besoldet. In dieser Kirche allein war eine größere Gemeinde und mehr Arbeit als in zwei oder drei katholischen zusammengenommen.
Wir sahen kein einziges schönes Frauenzimmer. Deren Kleidung ist mehr verschieden; bei den Männern dagegen ist es schwer, die Adligen zu erkennen, um so mehr, als jedermann seine verbremte Mütze und einen Degen an der Seite trägt.



Simon Grimm / Kreuzertor Photo Marburg

Das Gasthaus, in dem wir wohnten, hatte auf dem Wirtsschild einen Baum, der dort zu Land „Linde" heißt; es war neben dem Palast der Fugger. Einer aus dieser Familie war vor ein paar Jahren gestorben und hatte seinen Erben zwei Millionen guter französischer Taler hinterlassen, und jene gaben, um für seine Seele bitten zu lassen, den dort ansässigen Jesuiten bare dreißigtausend Gulden, womit die Väter sich eine hübsche Niederlassung bauten. Das Fuggerhaus ist mit Kupfer bedeckt. Im allgemeinen sind hier die Häuser schöner, größer und höher als in irgendeiner französischen Stadt, die Straßen breiter. Der Herr von Montaigne schätzt, daß Augsburg die Größe von Orléans besitzt.

Nach Tisch besuchten wir ein Schaufechten in einem öffentlichen Saal. Es wohnte eine große Menge bei; man bezahlt den Eintritt wie bei Taschenspielern und außerdem den Platz auf der Bank. Es wurden mit dem Dolch, dem Zweihänder, einem an beiden Enden mit Eisen beschlagenen Stab, und dem kurzen Breitschwert gefochten; hernach wohnten wir einem Preisschießen mit Armbrust und Bogen bei, an einer noch prächtigeren Örtlichkeit als in Schaffhausen.

An dem Stadttor, durch das wir eingezogen waren, bemerkten wir unter der Brücke eine große Wasserleitung, die von außen kommt und auf eine hölzerne Brücke unter der Verkehrsbrücke und über den Fluß, der durch den Stadtgraben zieht, hinweggeleitet ist. Diese Leitung dient dazu, eine bestimmte Anzahl Räder zu treiben, die mehrere Pumpen in Bewegung setzen und durch zwei Bleiröhren das Wasser eines Brunnens, der dort sehr tief liegt, auf die Höhe eines mindestens fünfzig Fuß hohen Turmes heben. Hier ergießt sich das Wasser in einen steinernen Behälter, sinkt in verschiedenen Röhren wieder hinunter und verteilt sich von da in die Stadt, die durch dieses eine Kunstmittel mit Brunnen reich versehen ist. Die Eigentümer, die eine Abzweigung davon für eigenen Gebrauch wollen, haben der Stadt bloß zehn Gulden Rente oder zweihundert Gulden einmalig zu zahlen. Es sind vierzig Jahre her, seit die Stadt mit diesem ansehnlichen Werk verschönert worden ist.

Heiraten zwischen Katholiken und Protestanten finden täglich statt und der Teil, der am meisten Verlangen hat, nimmt den Glauben des anderen an; solche Ehen bestehen zu Tausenden; unser Wirt z. B. war Katholik, seine Frau Protestantin.

Die Gläser werden hier mit einer am Ende eines Griffs befestigten Haarbürste gereinigt. Nach der Aussage der Einheimischen gibt es sehr schöne Pferde im Preis von vierzig bis fünfzig Talern.

Die Stadt ließ den Herrn von Estissac und Montaigne, um sie zu ehren, für ihr Souper vierzehn

große Krüge mit einheimischem Wein von sieben livrierten Stadtsoldaten und einem ehrenwerten Offizier überbringen. Den Offizier luden wir zum Souper ein, denn so ist es Sitte, ebenso wie wir den Trägern etwas schenkten; wir gaben ihnen einen Taler. Der Offizier, der so mit uns speiste, sagte dem Herrn von Montaigne, sie wären zu dritt in der Stadt mit dem Amt betraut, den Fremden von Qualität dergestalt aufzuwarten, und sie wären deshalb besorgt, unsern Stand kennenzulernen, um danach die gebührenden Zeremonien einzuhalten; es bekommt nicht einer gleich viel Wein wie der andere. Bei einem Herzog kommt einer der Bürgermeister, um ihn zu überreichen; wir wurden für Barone und Ritter angesehen. Aus bestimmten Gründen hatte der Herr von Montaigne gewollt, man solle dieser Annahme entgegentreten und unseren Stand nicht verraten, auch ging er den ganzen Tag in Begleitung durch die Stadt, glaubte aber, daß gerade das dazu diente, uns noch angesehener zu machen. Die erwähnte Ehrung wurde uns in allen deutschen Städten zuteil.

Als er durch die Kirche unserer lieben Frau ging, hielt er, ohne daran zu denken, der Kälte wegen — die Kälte begann nämlich seit Kempten fühlbar zu werden, während wir bis dahin das denkbar glücklichste Wetter gehabt hatten — das Taschentuch an die Nase; auch war er der Meinung, er würde so allein und sehr schlecht angezogen niemandes Aufmerksamkeit erregen: als die Leute später vertrauter mit ihm standen, sagten sie ihm, die Besucher der Kirche hätten dies Benehmen seltsam gefunden. So entging er doch nicht dem, was er am meisten haßte, durch irgendein von der ortsüblichen Art abweichendes Auftreten auffällig zu werden; denn soweit es an ihm liegt, paßt er sich den Sitten der Stadt an, in der er sich aufhält, und in Augsburg z. B. trug er eine verbremte Mütze.

Wie die Augsburger erzählen, haben sie zwar Mäuse, dagegen keine der großen Ratten, von denen das übrige Deutschland heimgesucht wird; sie erzählen darüber eine Menge Wundergeschichten und schreiben ihre Bevorzugung einem ihrer dort begrabenen Bischöfe zu; von diesem Grab wird Erde in kleinen, nußgroßen Stückchen verkauft, und sie soll das Gezücht überall verjagen.

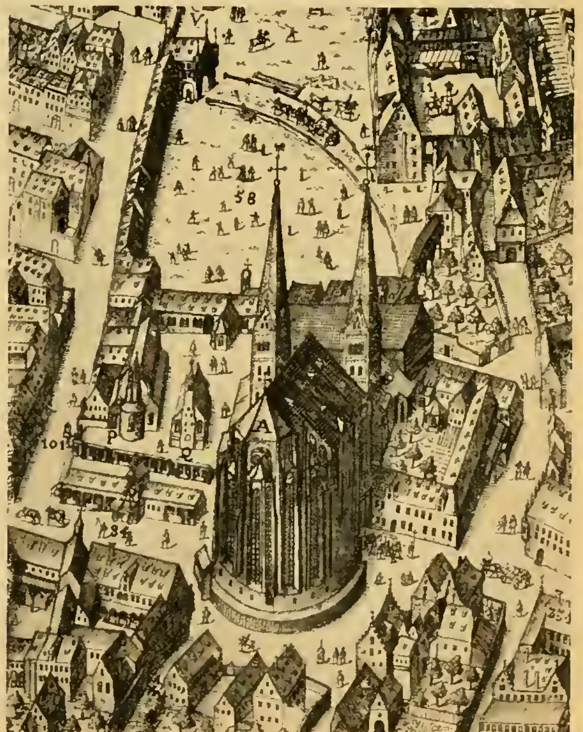
Am Montag wohnten wir in der Kirche unserer Lieben Frau der pomphaften Hochzeit eines reichen und häßlichen Bürgermädchens mit einem Geschäftsführer der Fugger, einem Venezianer, bei; wir sahen dabei kein einziges hübsches Frauenzimmer.

Die verschiedenen Fugger, die alle sehr reich sind, nehmen eine erste Stelle in der Stadt ein. Wir sahen auch zwei Säle in ihrem Haus; der eine war groß, hoch und mit Marmor ausgelegt; der andere ist niedrig, reich an alten und modernen Medaillons und besitzt am Ende ein kleines Zimmer. Es sind die reichsten Zimmer, die ich je gesehen habe.

Wir sahen uns auch den Tanz der Hochzeitsgesellschaft an: man tanzte bloß Allemanden, die jeden Augenblick abgebrochen wurden, worauf die Herren die Damen zu ihren Plätzen zurückführten: es waren zwei Reihen mit rotem Tuch ausgeschlagene Bänke an den Seiten des Saales. Nach einer kleinen Erholungspause holten sie sie wieder ab, dabei küßten die Herren ihre eigene Hand, während die Damen dies nicht tun, dann legen sie ihre Hand unter die Achsel der Damen, pressen sie an sich, und die seitwärts gewendeten Gesichter nähern sich einander, wobei die rechte Hand der Dame auf der Schulter des Tänzers ruht. So tanzen sie und unterhalten sich, ganz ohne Kopfbedeckung, und nicht besonders reich gekleidet.

Wir sahen noch andere Häuser der Fugger in anderen Gegenden der Stadt, die ihnen durch soviel Aufwendungen zur Verschönerung verbunden ist: es sind Lusthäuser für den Sommer. In einem sahen wir eine Uhr, die durch die Bewegung von Wasser, das als Uhrgewicht dient, in Gang gehalten wird, ferner zwei große gedeckte Fischbehälter, zwanzig Schritt im Geviert und voll von Fischen. An den

Ausschnitt aus dem Stadtplan von Kilian 1626: Der Dom
Photo Städt. Kunstsammlungen



vier Ecken jedes Behälters waren verschiedene kleine Röhren angebracht, die einen gerade, die anderen nach oben gerichtet; daraus läuft das Wasser sehr gefällig in die Behälter, teils in geradem Strahl, teils bis zur Höhe einer Lanze emporspringend.

Zwischen den beiden Behältern liegt ein zehn Schritt breiter, mit Dielen belegter Raum, und durch die Dielen dringen zahlreiche kleine, unsichtbare Bronzespitzen: wenn die Damen sich damit ergötzen, dem Haschen der Fische zuzusehen, wird irgendeine Hemmung frei, und all die Spritzen sprudeln dünne, flinke Strahlen bis zu Mannshöhe und netzen die Unterröcke und Schenkel der Damen. Anderswo wieder kann es beim Betrachten eines hübschen Springbrunnens passieren, daß man vor unsichtbare Röhrchen tritt, die einem das Wasser hundertfach in Strahlen ins Gesicht spritzen; dabei steht die lateinische Inschrift: *Quaesisti nugas nugis gaudeto repertis* (Du suchst nach einer Spielerei: an der gefundenen ergötze Dich).

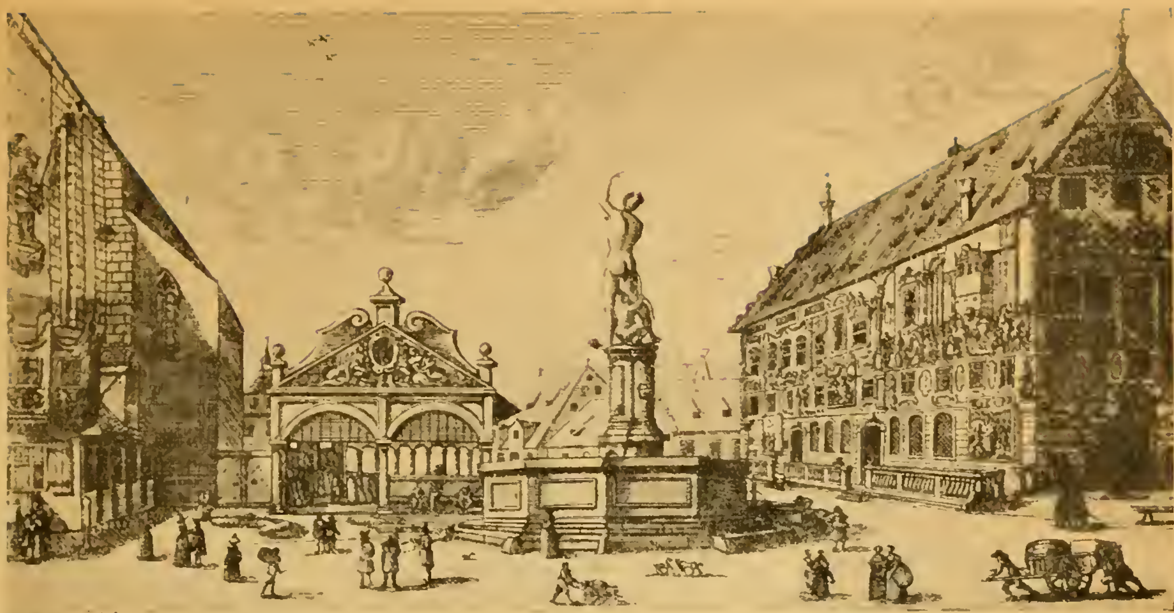
Auch ein Vogelhaus ist da, zwanzig Schritt im Geviert, zwölf bis fünfzehn Fuß hoch, überall mit gut geknüpftem und geflochtenem Eisendraht geschlossen; innen sieht man zehn bis zwölf Tannen und einen Springbrunnen: das alles ist voll von Vögeln. Wir fanden da polnische Tauben, die bei ihnen indische heißen und die ich schon kannte: sie sind fett und haben einen Schnabel wie ein Rebhuhn. Wir sahen auch den Betrieb eines Gärtners, der in Voraussicht der schädlichen Fröste in eine kleine gedeckte Hütte eine Menge Artischocken, Kraut, Lattich, Spinat, Zichorie und andere Pflanzen zusammengebracht hatte; sie waren alle gepflückt, als sollten sie auf der Stelle gebraucht werden, aber indem er sie in einen besonderen Boden brachte, hoffte er sie zwei bis drei Monate gut und frisch zu erhalten; und in der Tat hatte er damals hundert gar nicht welke Artischocken, die doch schon vor mehr als sechs Wochen ausgenommen worden waren.

Wir verfehlten auch nicht, Männer aufzusuchen, die von Venedig dem Herzog von Sachsen zwei Strauße brachten; das Männchen ist schwärzer und hat einen roten Hals, das Weibchen mehr grau; dieses legte viel Eier. Die Überbringer führten sie zu Fuß und sagten, die Tiere würden weniger müde als sie und drohten ihnen jeden Augenblick zu entweichen; daher wurden sie durch Gurte gefesselt, von denen der eine das Kreuz umschnürte und über die Schenkel lief, der andere über die Schulterblätter; durch lange Leinen wurden sie zum Halten veranlaßt und nach Belieben der Führer hin und her gewendet.

Am Dienstag konnten wir durch eine ganz besondere Gefälligkeit der Herren vom Stadtrat eine Schlupfpforte in der Stadtmauer besichtigen, durch

Simon Grimm / Fischgraben und Barfüßerkirche Photo Marburg





Simon Grimm / Schrand- und Weberhaus Photo Marburg

die zu allen Stunden der Nacht jedermann eingelassen wird, sei er zu Fuß, sei er zu Pferd, vorausgesetzt, daß er seinen Namen nennt und zu wem er in der Stadt will, oder den Namen des Gasthauses, das er sucht. Zwei zuverlässige Leute wachen im Sold der Stadt an diesem Tor. Berittene zahlen zwei Batzen Einlaßgeld, Fußgänger einen. Außen ist die Türe mit Eisen beschlagen: seitwärts hängt an einer Kette ein Stück Eisen, an dem man zieht; die Kette führt auf weitem Umweg und in vielen Windungen in das sehr hoch gelegene Gelaß des einen jener Türwächter und setzt hier ein Glöckchen in Bewegung. Der Pförtner, der nur sein Hemd an hat und im Bett liegt, öffnet dadurch, daß er eine Winde zurückzieht und wieder vorschnellen läßt, auf eine Entfernung von mehr als gut hundert Schritt die erste Pforte. Der Ankömmling tritt ein und befindet sich auf einer Brücke, die eine Länge von ungefähr vierzig Schritt hat, ganz gedeckt ist und über den Stadtgraben führt; längs der Brücke ist in einem hölzernen Rohre die Winde gelegt, mit der die Außenpforte geöffnet wird, welch letztere sich übrigens unmittelbar hinter den Eingetretenen schließt.
Hat man die Brücke überschritten, so kommt man auf einen kleinen, freien Raum und sagt dem ersten Pförtner seinen Namen und die erwähnte Adresse. Danach benachrichtigt dieser durch eine Klingel seinen Kameraden, der ein Stockwerk unter diesem Portal wohnt (wo viele Wohnräume sind); vermittels einer Spirale öffnet dieser zweite Pförtner von einer Galerie neben seinem Zimmer aus zunächst eine kleine eiserne Schranke und windet darauf mit Hilfe eines großen Rades die Zugbrücke auf, ohne daß man von allen diesen Bewegungen etwas merkte, da sie innerhalb der dicken Mauern und des Tores vor sich gehen, und mit einem Male schnellt das alles mit großem Getöse in seine Lage zurück. Nach der Brücke öffnet sich eine große, dicke Holztür, die durch mehrere Eisenplatten verstärkt ist. Der Fremde findet sich in einem Saal und sieht auf dem ganzen Weg niemand, mit dem er sprechen könnte. Wenn hier das Tor hinter ihm zugefallen ist, öffnet ihm jemand eine zweite ähnliche Tür; er tritt in einen neuen Saal, und dieser ist beleuchtet. Von der Decke hängt an einer Kette ein ehernes Becken, in das er das Einlaßgeld werfen muß. Der Pförtner windet die Schale herauf, und wenn er nicht zufrieden ist, läßt er den Fremden bis zum nächsten Morgen warten; entspricht das Geld dem herkömmlichen Betrag, so öffnet er ihm auf die frühere Weise ein großes, den anderen ähnliches Tor, das sich sofort hinter dem Ankömmling schließt, und nun ist er in der Stadt. Das ist eine der kunstreichsten Einrichtungen, die man sehen kann; die Königin von England hat einen besonderen Gesandten geschickt, um den Rat um Erklärung der Maschinerie zu bitten: wie sie erzählen, wurde ihr Ansuchen abgeschlagen. Unter diesem Portal ist ein großer Keller, in dem fünfhundert Pferde unbemerkt Platz finden, um eine Verstärkung erhalten oder ohne Wissen der gewöhnlichen Bürger im Kriegsfall senden zu können.

Von da gingen wir nach der sehr schönen Heiligkreuzkirche. Hier spielt ein Wunder, das vor nahe hundert Jahren sich zutrug, eine große Rolle: eine Frau wollte den Leib des Herrn nicht schlucken, zog ihn aus dem Munde und legte ihn, in Wachs gehüllt, in eine Schachtel; als sie dann beichtete, fand man ihn in Fleisch verwandelt. Diesem Zeichen wird großer Wert beigelegt, und an mehreren Orten ist auf lateinisch und deutsch auf das Wunder verwiesen. Unter Kristall zeigt man das Wachs und dazu ein kleines fleischfarbenes Stückchen. Die Kirche ist wie das Fuggerhaus mit Kupfer belegt, was überhaupt dort nicht selten vorkommt. Dicht daneben steht eine lutherische Kirche: auch hier wieder haben sie sich gleichsam in den Kreuzgängen der katholischen Kirchen einlogiert und angebaut. An dem Portal dieser Kirche ist das Bild unserer Lieben Frau mit dem Jesuskind und anderen Heiligen und Kindern angebracht, dabei der Spruch *„Sinite parvulos venire ad me“* (Lasset die Kindlein zu mir kommen . . .).

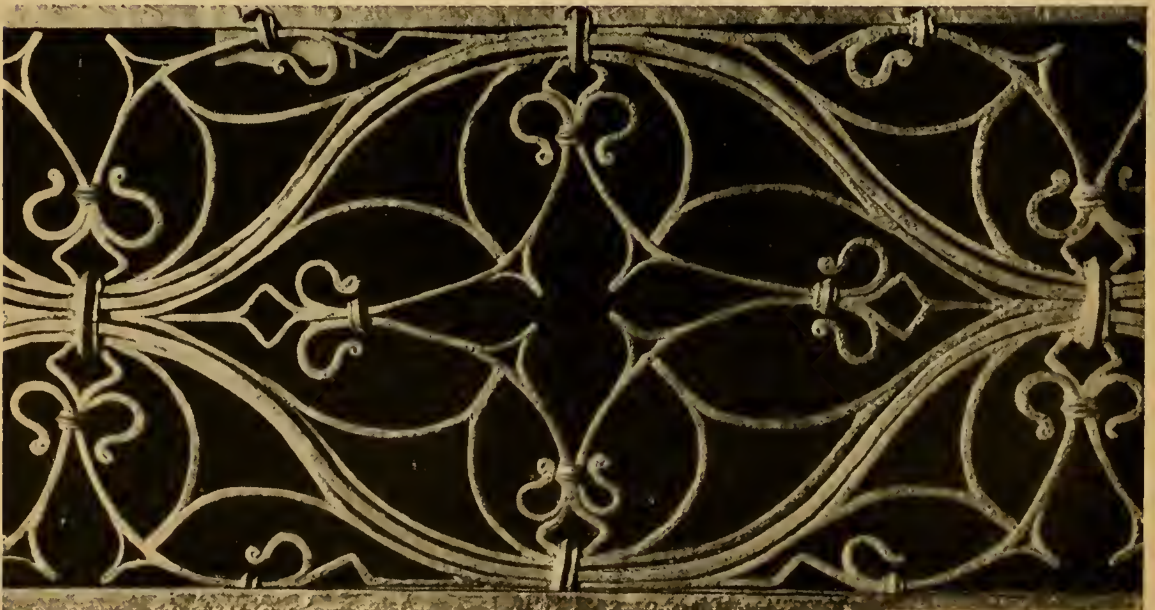
In unserem Gasthaus sahen wir eine aus Eisenstücken zusammengesetzte Winde, die bis auf den Boden eines tiefen Brunnens reichte; wenn dann oben ein Bursche gewisse Eisenteile bis drei Fuß hob und senkte, so verdrängten diese nacheinander das auf dem Boden stehende Wasser, trieben es aus den Pumpen und zwangen es dergestalt, sich in einer Bleiröhre zu stauen, aus der es dann in die Küchen und jeden anderen Ort nach Bedarf abgeleitet werden konnte. Ein Weißer ist dazu angestellt, sofort schmutzig gewordene Stellen an den Wänden auszubessern.

Es wurden uns Pasteten, große und kleine, in irdenen Gefäßen von der Farbe und genau der Form der Pastete selbst serviert. Es vergehen wenig Mahlzeiten, ohne daß einem Zuckerwerk und Büchsen mit Eingemachtem angeboten würden. Das Brot ist das denkbar ausgezeichnetste, die Weine sind gut und wie überhaupt in Deutschland meist weiß; um Augsburg wächst keiner, und er kommt fünf bis sechs Tage weit her. Auf hundert Gulden, welche die Wirte für Wein bezahlen, verlangt die Stadt sechzig, die Hälfte weniger von einem Privatmann, der bloß für seinen eigenen Bedarf kauft. An verschiedenen Orten besteht schließlich die Sitte, in den Zimmern und auf den Öfen Räucherwerk zu verbrennen.

Die Stadt war zuerst ganz Zwingli ergeben; als später die Katholiken zurückgerufen wurden, nahmen die Lutheraner die zweite Stelle ein; bis zur Stunde spielen noch die Katholiken die erste Rolle, trotzdem sie weit in der Minderzahl sind. Der Herr von Montaigne machte auch den Jesuiten einen Besuch und fand bei ihnen einige recht gelehrte Leute.

Mittwoch, den 19. Oktober, nahmen wir zum letztenmal dort unser Frühstück ein.

Ich hinterließ ein Schild mit dem Wappen des Herrn von Montaigne, das vorn auf der Tür unseres Zimmers angebracht wurde; es war sehr gut gemalt und kostete mich zwei Taler an den Maler und zwanzig Sous an den Schreiner. — Die Stadt liegt am Lechfluß, Lycus.



KURT PFISTER

Agnes Bernauer

Aus dem Schatten der Jahrhunderte treten die blassen und verschwimmenden Umrisse eines rührenden Antlitzes hervor. Das Bildnis der Augsburger Baderstochter Agnes Bernauer, die vor fünfhundert Jahren, am 12. Oktober 1435, in Straubing ertränkt wurde, weil sie in unebenbürtiger Ehe dem Bayernherzog Albrecht verbunden war, kann dem Menschen unserer Tage nur in ungefährer und andeutender Zeichnung vergegenwärtigt werden. Unmittelbare und authentische Dokumente sind in den Archiven nicht vorhanden — man hat sie wohl schon in alten Zeiten, da man die Geschehnisse als peinlich und belastend empfand, vernichtet; man ist vielmehr auf mittelbare Zeugnisse und die oft widerspruchsvollen und zweideutigen Berichte der bayerischen und schwäbischen Chronisten aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts angewiesen.

Legende und Volkssage, die schon früh die Gestalt der Bernauerin umrankten, erschweren den Zugang zu der geschichtlichen Wirklichkeit. Zudem ist keine persönliche Äußerung, nicht einmal ein zeitgenössisches Porträt der schönen und unglücklichen Frau vorhanden. Was wir an bildlichen Darstellungen besitzen, ist, mag es auch auf authentische Überlieferung zurückgehen, erst nach ihrem Tod geformt worden.

Man wird die Dürftigkeit der historischen Ausbeute um so mehr bedauern, wenn man sich daran erinnert, wie ergiebig die geschichtlichen Quellen über das Leben der Jeanne d'Arc fließen, die vier Jahre zuvor ein ähnlich tragisches Ende gefunden hat: auch gegen sie ist die Anklage wegen Zaubers und Hexerei erhoben worden.

In einer Feststellung stimmen alle Chronisten überein, in dem Lob der lieblichen Erscheinung des Mädchens.

In einer (lateinisch geschriebenen) Quelle des fünfzehnten Jahrhunderts heißt es: „Agnes war unvergleichlich reizvoll und wohlgebildet in allen ihren Gliedern und von zarter Gestalt." Ihr langes blondes Haar wird von anderen gerühmt; und bei einem Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts liest man: „Man sagt, daß sie so lieblich gewesen sei; wan sie roten Wein getrunken het, so het man jenen Wein in der Kehl sehen hinabgeen."

Bezüglich der näheren Umstände der ersten Begegnung und frühen Bekanntschaft von Agnes und Herzog Albrecht sind wir auf Vermutungen und Rückschlüsse angewiesen. Es wird übereinstimmend von den Chronisten berichtet, daß Caspar, der Vater des Mädchens, der vermutlich aus der schwäbischen Reichsstadt Biberach stammte, Barbier und Badstubenbesitzer in Augsburg gewesen ist.

Die Badstuben vertreten im späten Mittelalter die Stelle unserer heutigen Kaffeehäuser; in Augsburg befanden sich zu jener Zeit nach Ausweis der Steuerbücher mehr als vierzig solche Badstuben. Übrigens galten die Dampfbäder auch als wirksames Gegenmittel gegen den häufig auftretenden Aussatz. Nach dem eigentlichen Bad entwickelte sich hier bei Speise und Trank ein vergnügliches Treiben, und es mag teilweise mit den lockeren Sitten, die hier einrissen, zusammenhängen, daß der Baderberuf damals zu den „unehrlichen Gewerben" zählte: ein Makel, der sich sogar darin äußerte, daß kein Handwerker einen Lehrling annahm, der mit einem Bader verwandt war.

Schon aus diesem Grund ist es nahezu ausgeschlossen, daß Albrecht, wie einige berichten, anläßlich eines Augsburger Turnieres oder Bürgertanzes, zu dem die Baderstochter keinesfalls Zutritt gehabt hätte, Agnes kennengelernt haben solle. Sehr wahrscheinlich hat er sie zuerst gesehen, als er bei einem seiner häufigen Ritte vom nahegelegenen Friedberg her die Badstube des Vaters aufsuchte.

*

Albrecht, der einzige Sohn des regierenden Herzogs Ernst von Bayern-München, war damals — 1432 — einunddreißig Jahre alt. Er hatte seine Jugend großenteils am Hofe des verwandten böhmischen Königs Wenzel verbracht, besondere Vorliebe für die Pflege der Musik bezeugt, die er übrigens auch in späteren Jahren noch betätigte, aber auch im ritterlichen Kampf und in der Schlacht sich rühmlich hervorgetan. So nahm er an den Kämpfen gegen die Hussiten teil und schlug sich tapfer in dem Gefecht von Alling (1422) gegen den streitlustigen Vetter Ludwig den Gebarteten von Ingolstadt.

In einer zeitgenössischen Chronik heißt es von ihm: „Er war ein gar fröhlicher Herr, er het grosse Lieb zu der Kunst Musica, er kund ihr auch selber viel; er het auch gross Lieb und Lust zu aller Waidenhait (Jagd) ..., weis in allen seinen Räten und diemutig gegen allen Menschen, ein Liebhaber der zarten Frawen und eines mandlichen Herzens."

Er war gewiß keine bedeutende Persönlichkeit, aber nach dem Urteil der Zeitgenossen gutmütig und liebenswürdig, wenn auch ein wenig leichtlebig.

In späteren Jahren hat er sich für Reform und Förderung der Klöster eingesetzt und daher den Beinamen „der Fromme" erhalten, während ihn andere Chronisten um seines heiteren Wesens willen „den Fröhlichen" oder „den Freudigen" nennen.

Man kann aus mittelbaren Zeugnissen mit größter Wahrscheinlichkeit schließen, daß Albrecht das Mädchen Agnes, das er 1431 oder 1432 in Augsburg kennengelernt hatte, Ende 1432 oder Anfang 1433 heimlich ehelichte und auf sein Schloß nach Straubing führte.

Es muß gegenüber dem immer wieder laut werdenden Zweifel mit Nachdruck daran festgehalten werden, daß es sich bei der Verbindung zwischen Albrecht und Agnes um eine zwar heimliche, aber nach dem vortridentinischen kanonischen Recht durchaus gültige Eheschließung handelte. Der Kirchenlehrer Bonaventura legt die damals maßgebende Anschauung der Kirche eindeutig nieder: „Das Sakrament der Ehe wird im Angesicht der Kirche mehr heilbringend empfangen; insgeheim wird es jedoch gültig empfangen, jedoch nicht heilbringend, weil gegen die kirchliche Verordnung." Hätte es sich nur um ein freies Verhältnis gehandelt, so wären die sich bald auswirkenden drakonischen Maßnahmen des herzoglichen Vaters vollkommen unverständlich. Ebenso bestätigen die Zeugnisse der Chronisten, die fürstliche Tracht, die man auf dem Reliefbild des Grabsteines der Bernauerin zubilligte, die ausdrücklichen Vermerke in den Messestiftungen von Vater und Sohn aus Anlaß ihres Todes diese Auffassung. Agnes Bernauer residierte spätestens seit Anfang 1433 auf dem Schloß in Straubing mit fürstlichem Gepränge. So berichtet der Historiker Aventin, und ein anderer zeitgenössischer Chronist fügt dem bei: „Dann sein Sun Herzog Albrecht hett sie lieb und hilt ir köstlich hof als einer Fürstin."

Albrecht ließ sich damals ein Siegel schneiden, das neben einem der damals üblichen Helmkleinode eine heraldische Seltsamkeit aufweist: den Rumpf eines nackten Weibes, das in beiden Händen lange, am Helmschmuck befestigte Ketten trägt: unzweifelhaft ein Symbol der Liebe, in deren Banden der Träger des Wappens gefesselt liegt. Noch 1459, vierundzwanzig Jahre nach Agnes' Tod, führte der Herzog, ein Zeichen seiner fortdauernden Neigung, das gleiche Siegel. 1433 schenkte Albrecht der Gattin — laut einer heute noch erhaltenen Urkunde der Pfarramtsregistratur Aubing — eine Hube und Hofstatt in Niedermenzing, unweit des herzoglichen Jagdschlosses Blutenburg. Beatrix, die Schwester des Herzogs, die ihn zweimal besuchte, äußert sich in gereizten Ausdrücken, „daß sie mit Herzog Albert genug zornig von Frau Nesen wegen, der hoch- und großfeisten Bernauerin"; und ein andermal „von ihres Bruders wegen, daß der auch nicht eine schön (das heißt ebenbürtige Frauen hat". Wenn man noch hinzufügt, daß Agnes laut einer Stiftungsurkunde den Wunsch geäußert hat, einst in der Kirche der Straubinger Karmeliten beigesetzt zu werden, ist nahezu alles erschöpft, was man über ihr Leben bis zum Zeitpunkt der Katastrophe weiß.



Bildnis der Agnes Bernauer. Um 1600

Herzog Ernst, der Vater Albrechts, betrachtete mit wachsender Sorge die Entwicklung der Dinge.

Er ist übrigens keineswegs der düstere Unmensch und Fanatiker gewesen, als der er in mancher dem Schicksal der Bernauerin gewidmeten Dichtung erscheint, war vielmehr um seines leutseligen Wesens willen in der Münchner Bürgerschaft äußerst beliebt. Auch hätte er gegen eine Liebschaft des Sohnes gewiß nichts einzuwenden gehabt, zumal er selbst mehrere uneheliche Kinder zu versorgen hatte; so konnte der Sohn, als ihm Herzog Ernst 1433 einen mahnenden Brief schrieb, zwar scherzhaft, aber recht deutlich auf des Vaters mannigfache Beziehungen zu schönen Frauen hinweisen.

Für den regierenden Fürsten standen aber hier höchst bedeutsame Interessen auf dem Spiel: Es waren nicht so sehr, wie Hebbel in seinem Bernauer-Drama es deutet, Gründe der Staatsräson, als die Sorge um die Erhaltung der Dynastie, die Herzog Ernst zu einem aktiven Vorgehen bestimmte. Blieb Albrechts unebenbürtige Ehe bestehen, so konnten die Vettern in Ingolstadt und Landshut seine Erbfolge mit Erfolg anfechten; und damit wäre, da andere Nachkommen nicht vorhanden waren, das Ende der herzoglichen Linie Bayern-München Tatsache geworden.

Die Stimmung der Münchner Bürgerschaft bestärkte den Herzog in seinem Entschluß. Eine Minderheit der jüngeren Bürger war, wie wir aus einem Gerichtsakt wissen, für die Bernauerin eingenommen, die Mehrzahl aber gegen sie; offenbar aus dem Grund, weil man für den Fall des Ablebens des alten Herzogs im Zusammenhang der Erbfolgestreitigkeiten kriegerische Verwicklungen mit Landshut und Ingolstadt befürchtete.

*

Die drohende Katastrophe kündigt sich durch eine Aktion Herzog Ernsts an, die offensichtlich den Sohn demütigen und zum Abbruch der Beziehungen zu Agnes nötigen sollte: im November 1434 war ein Turnier nach Regensburg ausgeschrieben. Der ebenfalls eingeladene Albrecht wurde auf Veranlassung des Vaters wegen seines Verhältnisses zu Agnes, das man als ein nicht ebenbürtiges und eines Ritters unwürdiges brandmarken wollte, an den Turnierschranken zurückgewiesen. Der ihm angetane Schimpf hat freilich Albrecht offenbar erst recht in seinem Festhalten an Agnes bestärkt.

So entschloß sich der Vater zum äußersten Mittel. Durch Herzog Heinrich von Landshut ließ er Anfang Oktober 1435 Albrecht zu einer Jagd nach Landshut einladen, um, wie es in dem Brief heißt, „mit Euch zu jagen und fröhlich zu sein und auch sonst Dinge zu bereden, die wir nicht schreiben wollen".

Albrecht nahm die Einladung an, wobei er freilich sein Befremden nicht verschwieg; da doch gerade Herzog Heinrich jüngst zu Kehlheim, wo unter dem Vorsitz von Herzog Ernst seine Parteigänger, darunter auch der Münchner Bürgermeister Liegsalz, Beratungen wegen der Bernauerin gepflogen hatten, gegen Albrecht und Agnes gehetzt habe.

Dieser Brief ist am 8. Oktober geschrieben, und an einem der nächsten Tage hat Albrecht Staubing verlassen. Unmittelbar nach seiner Abreise ließ Herzog Ernst die Bernauerin verhaften.

Es hat vermutlich ein Scheingericht stattgefunden, das gegen Agnes Anklage wegen Zauberei und Hexerei erhob und sie zum Tode verurteilte. Die Akten dieses Prozesses sind nicht mehr vorhanden. Ein Chronist berichtet: „Das Weib war so in Bosheit verhärtet, daß sie den Herzog Ernst nit als iren Richter und Herrn halten wollt, da sie selber Herzogin zu sein angab." Und der Augsburger Benediktiner Clemens Sander fügt hinzu: „Da sie nun durch den Henker gebunden war in das Wasser zu werfen, sagt der Henker zu ihr, wan sie frei bekennen wöllt, daß Herzog Albrecht nit ihr Ehmann wäre, so wöllt er sie nit töten, sondern frei davon lan gan. Das wöllt sie nit tun, sundern sie sagt frei, es wär ihr ehlicher Mann, darumb hat sie ertrinkt müssen werden."

*

So geschah die Exekution am 12. Oktober 1435.

Von der Donaubrücke zu Straubing stieß der Henker die Unglückliche ins Wasser. Aber die Bande, die sie fesselten, waren nicht fest genug. Es gelang ihr, das eine Bein zu lösen, und mit Aufbietung aller Kraft erreichte sie das Ufer. Hier hielt sie sich einige Zeit fest, und die Umstehenden vernahmen ihren Angstruf aus heiserer Kehle: „Helft! Helft!" Da eilte der Henker hinzu, wickelte eine Stange in ihre langen Flechten und stieß sie in die Fluten zurück. Herzog Ernst war klugerweise, wie wir aus neueren Forschungen wissen, bei der Vollstreckung des Urteils nicht persönlich zugegen, weilte vielmehr in Landsberg, wohin ihm ein Bote die Nachricht von der Exekution brachte.

Ein in seiner gefühlsrohen Fassung bezeichnender Vermerk in der Münchner Stadtkammerrechnung von 1435 lautet: „Item sechzig Denarien haben wir bezahlt nach Rathgeschäft unseres gnädigen Herrn Herzog Ernstes Boten zur Ergötzung seiner müden Beine, daß er schnell von Straubingen her war geloffen und die Märe brachte, daß man die Bernauerin gegen Himmel hat gefertiget. Sonntag nach Gallus 1435."

*

Die auf den Mord folgenden Vorgänge werden in

den zeitgenössischen Quellen viel eingehender als die ganze Historie der Agnes Bernauer geschildert, können aber hier nur in knappen Umrissen dargestellt werden.

Herzog Albrecht, den offenbar die Nachricht tief traf — ein Chronist berichtet, er sei wie tot ganz regungs- und besinnungslos einige Zeit auf dem Boden gelegen, hierauf habe er geschworen, blutige Rache für die Verstorbene zu nehmen —, begab sich zu dem Ingolstädter Vetter, um mit ihm einen Krieg gegen den Vater vorzubereiten. Münchner Ratsherren und Boten Herzog Ernsts, die eine Versöhnung vorbereiten wollten, wurden zunächst nicht vorgelassen.

Schließlich bat Herzog Ernst den Kaiser Sigismund um Vermittlung. In dem Brief suchte er die Bernauerin mit offensichtlich unbegründeten Anklagen zu belasten, um sein eigenes Vorgehen zu rechtfertigen. Albrecht, heißt es da, sei mit einem bösen Weib beschwert gewesen, das ihn hart und streng behandelt habe, daß der Sohn in den letzten drei, vier Jahren nicht fröhlich gewesen sei. Der Vater habe sogar für das Leben seines Sohnes Besorgnis gehabt, da Agnes auch den Prinzen Adolf, seinen Neffen, habe mit Gift aus dem Wege räumen wollen. Da sich die Sache also in Bosheit verlängert, Agnes darin kein Ablassen verstand, und je länger, je mehr Übel daraus hervorging, habe er das Weib ertränken lassen.

Die Vermittlung des Kaisers, die Mahnungen des Basler Konzils und einflußreicher Freunde, aber auch eine Erkrankung Herzog Ernsts brachten nach einigen Monaten eine notdürftige Versöhnung zwischen Vater und Sohn zustande. Herzog Ernst bekräftigte seinen Willen zur Verständigung dadurch, daß er eine heute noch erhaltene Kapelle auf dem Friedhof zu St. Peter bei Straubing zum Gedächtnis der Bernauerin erbaute und dort einen Jahrtag für ihr Seelenheil stiftete.

*

Es geht nicht an, Albrecht um dieser schnellen Versöhnung willen und wegen des Umstandes als wankelmütigen und oberflächlichen Charakter zu bezeichnen, daß er sich ein Jahr später mit Anna, der Tochter des Herzogs von Braunschweig, vermählte. Diese Ehe, die sich nicht besonders harmonisch entwickelte, wie man aus mancher späteren Liebesaffäre schließen muß, wurde freilich von den Münchner Bürgern mit einem erleichterten Aufatmen begrüßt: „Dess sollen wir alle froh sein, dass wir nicht wieder eine Bernauerin gewonnen haben!"

Viele Umstände deuten darauf hin, daß Albrecht das Bildnis der Frühgeliebten stets gegenwärtig und nahe geblieben ist. In einer alten bayerischen handschriftlichen Genealogie heißt es: „Herzog Albrecht der Kunstreiche ist Meister der Musica, fand dadurch sein Verstand, den er verloren hätt, da man das Weib ertränkt."

Er führte auch, wie erwähnt, das Siegel, das an diese Verbindung erinnerte, bis zu seinem Tod. Er ließ den Heiratsbrief und die Urkunden über die Morgengabe, obschon die Hochzeit schon am 6. November 1436 gefeiert wurde, bezeichnenderweise erst am Agnestag (21. Januar) ausfertigen. Er stiftete am 12. Dezember 1435 für das Seelenheil der „ehrsamen und ehrbaren Frau Agnes" eine ewige Messe und Almosen und erneuerte diese Stiftung zehn Jahre später am Agnestag.

Eine Versöhnung mit dem Landshuter Herzog Heinrich, der ihn zu jenem verhängnisvollen Jagdausflug eingeladen hatte, kam überhaupt nicht zustande; vielmehr brachen hier öftere Feindseligkeiten aus, die für den fortdauernden Haß gegen den Verfasser des Uriasbriefes eindeutig sprechen.

*

Die Leiche der Bernauerin hat Albrecht, ihrem Wunsch entsprechend, von St. Peter nach dem Karmelitenkloster überführen lassen; und zwar ist sie vermutlich vor dem Altar beigesetzt worden, den sie in der dortigen Nikolauskapelle gestiftet hatte.

In der Bernauer-Kapelle auf dem Friedhof von St. Peter bei Straubing befindet sich heute noch der Grabstein aus rotem Salzburger Marmor, der offenbar unmittelbar nach Agnes' Tod errichtet worden ist und dessen Bildnisdarstellung annähernde Wirklichkeitstreue beanspruchen kann: das Flachrelief zeigt Frau Agnes in fürstlicher Tracht auf einem Totenbett ruhend, in einem lang herabwallenden, mit Hermelin ausgeschlagenen Mantel, die Haare mit einem kostbaren Schleier umhüllt. Die rechte Hand trägt Verlobungs- und Trauungsring, um beide Hände schlingt sich ein Rosenkranz; zu den Füßen liegen ein Hündchen und eine Eidechse, die man wohl mit Recht als Sinnbilder der ehelichen Treue gedeutet hat.

*

Legende, Volkssage und Dichtungen späterer Jahrhunderte haben um die Gestalt der Bernauerin einen bunten Kranz geflochten. Von Otto Ludwig, Martin Greif und Hebbel gibt es Bernauer-Dramen; Erzählung und Lyrik haben das Gedächtnis der Frau immer wieder erneuert, auch ein später Wittelsbacher, König Ludwig I., hat ihrer in empfindsamen Versen gedacht.

Das ergreifendste Zeugnis ist eine aus alter Zeit überkommene vielstrophige Volksballade, die das tragische Schicksal der Bernauerin beklagt.

Lied von der schönen Bernauerin

Der Herzog ist mein,
und ich bin sein;
sind wir gar treu versprochen, ja versprochen.

Bernauerin auf dem Wasser schwamm,
Maria Gottes hat sie gerufen an,
sollt ihr aus dieser Not helfen, ja helfen.

Es stund kaum an den dritten Tag,
dem Herzog kam eine traurige Klag:
Bernauerin ist ertrunken, ja ertrunken.

Sie legen dem Herzog sie wohl auf den Schoß,
der Herzog wohl viel tausend Tränen vergoß,
er tut gar herzlich weinen, ja weinen.

Und die mir helfen, mein feins Lieb begraben,
schwarze Manteln müssen sie haben,
und schwarz müssen sie sich tragen, ja tragen.

So wollen wir stiften eine ewige Meß',
daß man der Bernauerin nicht vergeß',
und wolle für sie beten, ja beten.

Ausgewählte Strophen aus einer alten Volksballade



ERNST FRITZ SCHMID

Mozarts Urheimat

Es war im Jahre 1719, am Tag vor dem herbstlichen Fest des Heiligen Leopold, als man aus einem hochgiebligen alten Bürgerhaus „auf Unser Frauen Graben" in der schwäbischen Reichsstadt Augsburg behutsam ein winziges Kindlein im schönsten Schmuck seines ersten Lebenstages heraustrug zur Taufe in der nahen Stiftskirche des heiligen Ritters Georg. Der glückliche Buchbindermeister Johann Georg Mozart und seine jugendliche Frau, die ihm an Jahren fast um zwei Dezennien nachstand, ließen hier ihr erstes Söhnlein dem segnenden Quell der christlichen Gemeinschaft darbringen. Zum Taufpaten hatte der Meister, der kraft seines Berufes schon immer einen gewissen Hang zu den studierten Leuten hatte, einen würdigen geistlichen Herrn aus dem uralten Augsburger Stift St. Peter am Perlach gebeten, der gerne seine Bücher in Meister Mozarts Werkstatt brachte und dabei wohl auch ein Stündlein mit dem klugen Mann zu verplaudern pflegte. Mit dem blanken Tauftaler gab er dem kleinen Erdenbürger, der noch ein wenig benommen in die Novembersonne einer ungewohnten Welt blinzelte, seine Vornamen Johann Georg mit auf den Weg. Der fromme und dankbare Vater fügte aber noch den Namen eines kräftigen deutschen Heiligen hinzu, der sein Kind schützend ins unbekannte Land des Lebens geleiten sollte. Feierte man doch heute St. Leopolds Vorabend. Und so ist der kleine Mann unter dem Namen des fürstlichen Patrons von Klosterneuburg und Niederösterreich ein berühmter Musiker seiner Zeit geworden: Leopold Mozart, der schwäbische Vater des unsterblichen Meisters der Zauberflöte.

Als der greise Chorherr vom Stift St. Georg dem kleinen Leopold nun die Taufe spendete, flogen seine Gedanken einen Augenblick hinüber zur reich-

verzierten Kanzel, mit der das barocke Lebensgefühl der Augustinerchorherrn die ernste gotische Halle ihrer Kirche geschmückt hatte. Von dort droben hatte einst ein Augsburger Minoritenpater als feuriger Prediger die Seelen seiner Hörer zu erschüttern verstanden, dieses Täuflings Großonkel, den man erst vor wenig Jahren begraben hatte. Aber war Pater David Mozart dem Stift nur als sprachgewaltiger Künder des Gottesworts zur Seite gestanden? Hatte er ihm nicht auch seinen kunstreichen Bruder Hans Georg zugebracht, diesen eigensinnigen und doch so gutherzigen Augsburger Maurerwerkmeister vom besten schwäbischen Schlag, der landauf und landab als Baumeister stattlicher Klöster, Kirchen und Schlösser geachtet und wegen seiner streitbaren Grobheit nicht wenig gefürchtet war? Wie hatte er doch Staunen und Bewunderung seiner Bauherrn aus dem Chorherrnstift erregt, als er, unbeirrt durch alle kriegerischen Fährlichkeiten, dort drüben den stattlichen Bau der neuen Stiftspropstei in seinen edlen Formen aufgeführt hatte, indes ihm die Kanonenkugeln aus den Belagerungsschanzen des bayerischen Kurfürsten, vom Galgenhumor der Augsburger „Pillulae Emanuelis" genannt, hin und wieder das Konzept verdarben. Jetzt aber, als der Chorherr die Stirn des kleinen Leopold mit dem geweihten Wasser netzte, lag der kampfmüde Großonkel unweit im Schlafgemach seines Hauses am Äußeren Pfaffengäßle und führte tapfer seinen letzten, harten Streit mit Freund Hein, dem er wenige Tage darauf unterliegen mußte. Der neue Erdenbürger aber, dem er Platz gemacht hatte, wuchs gar munter heran und lernte sich wacker rühren nach seiner Väter Art.

Ein langes, reiches Künstlerleben war verstrichen, das sich Leopold Mozart als rüstiger Werkmeister seines Glückes fern der schwäbischen Heimat aufgebaut hatte, als sich nochmals eine flüchtige Berührung mit dem Wirken seiner Ahnen ergab, die eines tieferen Sinnes nicht entbehrte. Als er im Frühling 1786 von seinem großen Sohn Wolfgang Amadeus einer Wiener Bauhütte des Freimaurerordens zugeführt wurde und als ihm dort auf seiner „Gesellenreise" Kelle und Schurzfell als Symbole maurerischer Brüderschaft gereicht wurden, schweiften seine Gedanken weit zurück in die versunkene Welt seiner Augsburger Ahnen aus der Zunft der Maurer. War nicht sein Urgroßvater David Mozart der Jüngere, dessen gleichnamiger Vater als wohlgeachteter Bürger im benachbarten schwäbischen Flecken Pfersee gelebt hatte, eines Tages als Maurerlehrling in den Schutz der Stadt Augsburg gezogen, während nächtens noch der Brand die Wolken rötete, in dessen grimme Glut Schweden und Kaiserliche sein Heimatdorf um die Wette stürzten? So war Augsburg zur Zuflucht der Mozarte auf lange Generationen hin geworden. Auf so manchem der letzten Augsburger Bauwerke des Elias Holl mochte der Lehrling David Mozart noch emsig seine Kelle geschwungen haben, ehe er dann, selbst Meister geworden, als Zeugnis seiner rechtschaffenen künstlerischen Gesinnung und handwerklichen Tüchtigkeit im schwäbischen Donaustädtchen Dillingen das schlanke Achteck jenes Turmes gebaut hatte, den Leopold noch hundert Jahre danach mit Familienstolz dem kleinen Wolfgang und seinem Schwesterlein als Werk des Ahnherrn wies, als sie dort am Hof des Augsburger Fürstbischofs musizierten. Und hatte sich nicht auch der Großvater ein hartes Leben lang als Maurer mit Richtschnur und Kelle gemüht, ehe er, krank und von des Lebens Plage gebrochen, mit den Seinen in die Armensiedlung der Augsburger Fuggerei eingezogen war, um seine Tage in einem der zierlichen Schneckenhäuslein zu beschließen? So manche seltsame Mär über Franz Mozarts Schicksale hat noch lange bei Kindern und Enkeln die Runde gemacht. Gespannt und ein wenig bänglich hatte auch der kleine Leopold die Ohren gespitzt, wenn der Vater Buchbinder in der Dämmerstunde vom Großpapa erzählte, während Mutter Anna Maria, die fleißige und herbe Augsburger Weberstochter, das Spinnrad schnurren ließ. Denn es war darunter auch manches gruselige Geschichtlein, so, wie er eines Tages aus Barmherzigkeit mit dem beherzten Großonkel Hans Georg zusammen die Leiche eines Unehrlichen, eines Scharfrichterknechts, zu Grabe trug und dafür um ein Haar aus der strengen Maurerzunft der Reichsstadt ausgestoßen worden wäre.

Im übrigen freilich war die Kinderwelt des kleinen Leopold dem harten Werktag des Maurerhandwerks schon entrückt: sie stand schon im geheimnisvollen Vorhof der Gelehrsamkeit. Die Buchbinderwerkstatt mit den vielerlei fremden Büchern, die sich, groß und klein, dick und schmächtig, hier aus den verschiedensten Bürgerstuben zusammenfanden, um sich vom Papa ein schmuckes neues Kleid anmessen zu lassen, bot ihm täglich neue Wunder, aus denen der lebhafte Knabengeist seine Nahrung zog, erst recht, seit er drüben in der Jesuitengasse im Gymnasium zu St. Salvator in der Hut gelehrter Jesuitenpatres nicht nur das Lesen, sondern auch das Begreifen gelernt hatte. Am meisten lockten seine Neugier freilich die dickleibigen Meßbücher mit den krausen, schwarzen Notenköpfen, eingesperrt in ihren roten Liniengittern, die der Papa für die hochmögenden Fuggergrafen einbinden mußte, oder die Stimmbücher in buntem türkischem Papier für Trompeten, Geigen, Orgel und Gesang, die für den Mu-

sikchor der nahen Wallfahrtskirche Marktbiberach bestimmt waren, zu der er als jugendlicher Wallfahrer so manches Mal mit den Jesuitenschülern gepilgert war, das „Herrgöttle von Biberach“ zu ehren. Auch das kam ihm wieder in den Sinn, als er nach Jahrzehnten mit seinen Kindern des Weges kam und dem musikalischen Wettstreit lauschte, den sein kleiner Wolfgang mit einem andern Wunderkind aus schwäbischem Stamm auf der Orgel dieses Gnadenortes vor der hochgnädigen Fuggerischen Herrschaft ausfocht. Bald hatte der wißbegierige kleine Leopold die Geheimschrift verstehen gelernt, nach der die großen Leute aus den Büchern sangen und musizierten, die der Vater so schön einzubinden verstand. Wenn es zu St. Ulrich oder bei Heiligkreuz ein Fest zu feiern gab, lieh man sich den treffsicheren und schönstimmigen kleinen Diskantisten gerne bei den Patres Jesuiten aus, und bald strich er auch auf dem Kirchenchor zu St. Salvator und beim häuslichen Musizieren taktfest seine Geige, mit der er sich später als Konzertmeister des Salzburger Fürstbischofs und als Schöpfer der ersten „Gründlichen Violinschule“ in deutscher Sprache sein Brot und einen weithin geachteten Namen erwerben sollte. Der Höhepunkt für jedes seiner zehn Augsburger Schuljahre, in denen ihm die strengen Professoren und Magister aus dem Jesuitenkolleg die Summa der humanistischen Weisheit ihrer Zeit als kostbares Gut auf seine Lebensreise mitgaben, waren aber die phantastischen „Schlußkomödien“ des Schultheaters. Durfte er doch hier bald als singender Hirtenbub, bald als geduldiger Isaak oder tapferer David auf der Bühne stehen und seine Stimme in kunstvollen Tiraden erklingen lassen, indes im Zuschauerraum der lieben Verwandtschaft aus dem ehrsamen Stand der Buchbinder- und der Weberzunft, die ihre Theaterfreude aus der noch immer lebendigen Tradition der Augsburger Meistersinger nährte, die stolze Freude über ihren kleinen Leopold durch alle Glieder fuhr. Als der fünfzehnjährige Absolvent der Rhetorenklasse gar in der Titelrolle des allegorischen „Phaëton“ auftreten durfte, den der Hofkapellmeister des Augsburger Fürstbischofs komponiert hatte, und als der kleine Himmelstürmer dabei zum Staunen seiner Zuschauer mit dem glänzend angeschirrten Sonnenwagen in die Höhe fuhr, getragen von der barocken Theatermaschinerie der Jesuiten, da kannte der Familienstolz vollends keine Grenzen mehr.

Noch zwei Jahre pilgerte Leopold eifrig mit Schultasche und Geige zum Jesuitenlyzeum, ehe er seine Heimatstadt verließ und als Studiosus der Logik und Jurisprudenz die Salzburger Benediktineruniversität bezog. Stein um Stein fügte sich zum stattlichen Gebäude seiner wohlgegründeten humanistischen Bildung, die ihm später bei einem der berühmtesten Kollegen seiner Zeit den Namen eines „geistvollen, feinen und weltgebildeten Mannes“ eintrug. Er hat sie als unschätzbares Erbteil seiner Augsburger Jugend seinem großen Sohn Wolfgang Amadeus weitergegeben, der nicht nur in den Fächern der Musik, sondern auch in denen der allgemeinen Bildung fast ausschließlich sein Schüler war. Ob er ihm allerdings verraten hat, daß er nach wenigen Semestern seines Salzburger Studiums vom grollenden Rector magnificus in aller Form relegiert wurde, weil er sich, ganz im Banne der holden Frau Musica, die im barocken Salzburg Triumphe feierte, dem beharrlichen Schwänzen der gelehrten Vorlesungen hingegeben hatte? Wir dürfen es bei seinen strengen pädagogischen Grundsätzen füglich bezweifeln. So kamen die reichen Früchte seiner Augsburger Erziehung nicht etwa dem geistlichen Stande zugute, dem seine besorgte Mutter ihn so gern geweiht hätte, sondern der Tonkunst, der er sich fortan ganz zuwendete, ein Schritt, der ihm als Künstler reichen Segen und als Künstlervater die Unsterblichkeit gebracht hat.

An solcher Unsterblichkeit ließ er aber auch seine Vaterstadt Augsburg teilhaben. Leopold Mozart war ja ein pfiffiger Schwabe, der es sich beizeiten abgewöhnte, im gefährlichen Spiel des Künstlerlebens auf eine Karte allein zu setzen. Selbst als er längst wohlbestallter Hofmusikus in Salzburg war und mit der lebenslustigen Jungfer Maria Anna Pertl aus dem liederreichen Salzkammergut Hochzeit gemacht hatte, gab er sein angestammtes Bürgerrecht in der Stadt am Lech nicht auf. So kommt es denn, daß es ein richtiges Augsburger Bürgerskind war, das in einer Sternstunde der Menschheit am 27. Januar 1756 im hohen alten Haus an der Getreidegasse zu Salzburg zur Welt kam. Reich und mannigfaltig ist das augsburgische Geisteserbe, das Wolfgang Amadeus Mozart in seinen Adern führte und das ihm die erzieherische Sorgfalt des Vaters noch tiefer einprägte. Eine der drolligsten Gaben aus diesem angestammten Schatz ist der Augsburger Humor. Ob wir nun die lustige Orchestersuite „Galimathias musicum“ aufblättern, die der Zehnjährige schuf, oder etwa die übermütigen Kanons, die er noch bis in seine letzten Lebensjahre den heiteren Wiener Freunden widmete, auf Schritt und Tritt begegnen uns in seinen Schöpfungen die Spuren jenes lachlustigen Quodlibetgeistes des volkstümlichen musikalischen Humors aus dem barocken Augsburg, den einst der Schongauer Geiger Kelz mit seiner „Oberländisch-schwäbischen Tafelmusik“ begründet hatte. Die Auswirkungen dieses musikalischen Humors eigener Prä-

gung führen über das in Augsburg erschienene „Ohrenvergnügende und gemütsergötzende Tafelkonfekt" des lustigen Mönchleins von Banz zu Leopold Mozarts „Musikalischer Schlittenfahrt" und „Bauernhochzeit", die vierzehn Tage vor Wolfgangs Geburt im bürgerlichen Musikkollegium zu Augsburg mit Schellengeläut, Peitschenknallen und Juchzen zum erstenmal erklangen.

zerten die beiden Wunderkinder Wolfgang und Nannerl seinen Landsleuten vorstellte, ehe er ihnen die Tür in die große musikalische Welt des europäischen Westens aufstieß. Im vornehmen Rokokobau „Zu den drei Mohren", vor dem der Herr Vizekapellmeister des Salzburger Fürsterzbischofs in eigener Reisekutsche vorfuhr, nahm man Herberge. Über all den musikalischen Verpflichtungen und Ein-



Leopold Mozart (1719-1787)

Ehrliche Verehrer ihres Landsmanns Leopold Mozart waren die Mitglieder dieses Kollegiums, in dem der musikbegeisterte Bauamtsaktuarius mit ebensoviel Eifer am Violin- oder Bratschenpult saß, wie der weitberühmte Kupferstecher, der biedere Brunnenmeister oder der Hofmusikus des Fürstbischofs, indes der wohlbeleibte Kattunfabrikant im Schweiße seines Angesichts die Baßgeige strich und ihm zur Seite der große Orgel- und Klavierbauer Johann Andreas Stein die bunte Musikantenschar mit dem Silberklang des Kielflügels sicher durch alle Klippen und Strudel der musikalischen Scylla und Charybdis hindurchsteuerte. Meister Stein und sein Kreis waren denn auch Leopold Mozarts beste Bundesgenossen, als er im Sommer des Jahres 1763 in festlichen Kon-

ladungen vergaß der kluge Papa aber auch nicht, den Kindern die Merkwürdigkeiten der Heimatstadt zu zeigen, den Goldenen Saal im prunkvollen Rathaus Elias Holls, den Wolfgangs helle Kinderaugen nicht minder bestaunten als den kostbaren Kirchenschatz von St. Ulrich mit seinen gold- und juwelenfunkelnden Kleinodien aus einem Jahrtausend benediktinischer Kunstfreudigkeit. Die Konzerte der Kinder fanden brausenden Beifall: ein Augsburger Rezensent beglückwünschte Vater Mozart mit begeisterten Worten, wie es ihm doch gelungen sei, „ein Mägdlein von eilf, und, was unglaublich ist, einen Knaben von sieben Jahren als ein Wunder unsrer und voriger Zeit auf dem Clavecin der musikalischen Welt darzustellen". Drei Jahre später,



Das „Augsburger Bäsle“

staubig und knarrend von der Mühsal der Wege halb Europas, über welche sie die musikalischen Triumphe Klein-Wolfgangs geführt hatten, kam die Reisekutsche der Familie wieder durch Augsburg gerollt, im gastlichen Bezirk der „Drei Mohren“ nochmals kurze Rast zu finden, ehe sie ihre kostbare Last vollends nach dem heimatlichen Salzburg trug.

Hier, am glänzenden musikalischen Hof der Fürsterzbischöfe, den er zu Zeiten zu musikalischen Reisen in den italienischen Süden und nach der Kaiserstadt Wien verließ, reifte der Wunderknabe Wolfgang Amadeus, Jahr um Jahr in der treuen Hut Vater Leopolds, zum Meister heran, bis ihn die Enge der Salzburger Hofluft nicht länger in der Salzachresidenz litt. Elf Jahre waren ins Land gegangen, seit er die grünhaubigen Zwiebeltürme der Heimatstadt seines Vaters nicht mehr gesehen hatte. Nun brachte die große Weltreise, zu der er sich mit seiner Mutter im Herbst des Jahres 1777 anschickte, ein fröhliches Wiedersehen. Wieder war es die väterliche Kleinwelt des reichsstädtischen Augsburg, die ihm vor dem Flug in die Weite Rast bot. Diesmal war die Geldkatze nicht mehr so wohlgefüllt. Der Papa mahnte, auf Mannheim und Paris zu sparen, und Madame Mozart stieg mit ihrem Sohn im gut bürgerlichen Gasthaus „Zum weißen Lamm“ beim Heiligkreuzertor ab, „wo schöne Zimmerl sind, auch die ansehnlichsten Leute, Engelländer, Franzosen etc. einkehren“. Noch im Reisegewand, mit Hut und Degen, sehen wir den jungen Meister eilfertig um die Ecke der nächsten Gasse biegen, wo nahe dem alten Jesuitengymnasium, in dem seines Vaters Schulweisheit zuhause war, die Behausung seines Onkels stand. Der Buchbindermeister Franz Alois Mozart hatte seine Werkstatt schon zugemacht und pflegte mit Frau und Tochter im Dämmer der Stube des Feierabends, als die Türe unversehens aufgerissen wurde und der berühmte Herr Neffe aus Salzburg strahlend vor Freude hereintrat. Mit den Grüßen von Vater Leopold flog gleich nach alter Familientradition der Mozarte manch übermütiges Scherzwort hin und wieder, und bald hatte der Salzburger Vetter eine lustige Freundschaft mit dem Augsburger „Bäsle“ geschlossen. War doch die Jungfer Maria Anna Thekla Mozart mit ihren kecken neunzehn Jahren so wenig auf Kopf und Mundwerk gefallen, als der um weniges ältere Herr Vetter, der fortan seine ausgelassenen Briefe ans „allerliebste Bäsle Häsle“ als „Edler von Sauschwanz“ oder „Wolfgang Amadé Rosenkranz“ zeichnete. In froher Laune verlebte er die Augsburger Tage trotz mancherlei merkwürdigen Erfahrungen, die er mit der gespreizten Wichtigtuerei eines in geistiger Nüchternheit erstarrten Patriziats oder mit der gutwilligen Unzulänglichkeit des Augsburger Liebhaberorchesters machte. Seine Briefe an Vater Leopold mit den Berichten über die Augsburger Erlebnisse können wir an jeder beliebigen Stelle aufschlagen: immer werden sie uns ein köstliches Bild ihres Schreibers und seiner Umwelt entwerfen. Mit Schmunzeln lesen wir, wie der Schalk gleich am ersten Tag den alten Freund Stein als „Herr Trazom aus München“ hinters Licht führte, um dann mit Meisterhand allen Wohlklang zu entfesseln, welchen Steins berühmte Orgelwerke bei den Barfüßern und in der Stiftskirche Heiligkreuz in sich bargen. Oder vernehmen wir, wie sein ererbter schwäbischer Scharfblick und Humor das preziöse Gehaben des Kirchenmusikdirektors von St. Anna umreißt: „er setzt alle Wörter auf Stelzen und macht gemeiniglich das Maul ehender auf, als er nur weiß, was er sagen will, — manchesmal fällt es auch zu, ohne etwas zu tun gehabt zu haben“. Vor der aufgeblasenen Eitelkeit eines Benediktiners von St. Ulrich macht seine scharfe Zunge erst recht nicht halt, wenn er dem wißbegierigen Dümmling zuruft: „Schmecks, Kropfeter!“ Aber die Augsburger Briefe zeigen Mozart auch zum erstenmal im Vollgefühl seiner künstlerischen Sendung, wenn er dem taktlosen Standesdünkel des Stadt-

pflegersohns die kühnen Worte zuwirft: „Ich kann noch eher alle Orden, die Sie bekommen können, bekommen, als Sie das werden, was *ich* bin, und wenn Sie zweimal sterben und wieder geboren werden!“ Von dem „jungen Esel von Kurzenmantel“, als den er diesen vornehmtuerischen Grünschnabel bezeichnete, ist's nicht gar weit zu dem „Lobkowitzischen Esel“, mit dem später der zornige Beethoven seinen adeligen Mäzen betitelte, Vorzeichen der Befreiung der Künstlerpersönlichkeit vom Joch des Hofbediensteten der absolutistischen Zeit. Glänzend waren Wolfgangs Erfolge im exklusiven Konzert des vornehmen Augsburg auf der Patrizierstube und in seiner eigenen öffentlichen Akademie im gräflich Fuggerischen Saal, wo es ihm gelang, „seine Herren Landsleute etliche Stunden recht herrlich zu unterhalten“. Am wohlsten aber war ihm beim Musizieren im Chorherrnstift Heiligkreuz, wo er bei dem musikfreudigen Propst und seinem jovialen Pater Organisten Stunden unbefangener Fröhlichkeit bei wohlbesetzter Tafel und festlicher Musik im Estrich des alten Prälaturgebäudes erlebte, Stunden, die ihm im Gedächtnis blieben, als er schon längst über alle Berge war. Denn schon bald mußte tränenreicher Abschied vom Bäsle und den andern Augsburger Freunden genommen werden, als der Postillon wieder seine lustige Weise vor dem „Weißen Lamm“ ertönen ließ.

Das Bäsle aber mußte lange auf den gefeierten Herrn Vetter warten. Als ein Jahr verstrichen war und er aus Paris heimkehrend wieder durchs Schwabenländle reiste, mied er Augsburg. Zwei tiefe Erlebnisse hatten indessen die Grundfesten seines Wesens erschüttert: der Tod der geliebten Mutter, die in Paris auf immer von ihm ging, und die glühende Zuneigung zu der blutjungen Mannheimer Sängerin Aloisia Weber. Dies letzte Erlebnis ließ ihn wohl dem Bäsle, das so treu seiner gewartet hatte, aus dem Wege gehen. Als er sich nach seiner Ankunft in München von der Angebeteten schmählich verstoßen sah, mußte freilich gerade das Bäsle aus Augsburg schleunigst herüberkommen, den armen Vetter zu trösten und vollends heim nach Salzburg zu geleiten.

In den folgenden Jahren versank ihm mit seiner Übersiedlung nach Wien und dem Tod seines Vaters die schwäbische Urheimat mehr und mehr. Und doch ereignete sich noch eine letzte Berührung. Im Spätherbst des Jahres 1790, wenige Monate nach dem berühmten Herrn Geheimerat Johann Wolfgang von Goethe, den seine zweite italienische Reise hergeführt hatte, stieg Mozart für eine kurze Reise-

Das Mozart-Haus

Photo Städt. Bauverwaltung



nacht im wohlbekannten „Weißen Lamm" zu Augsburg ab. Er hatte es aber schon recht eilig, heim nach Wien zu kommen, kränklich wie er war und mißvergnügt über den schwachen Erfolg der Konzerte, die er bei der Frankfurter Kaiserkrönung gegeben hatte. Nicht viel mehr als ein Jahr der Not und Sorge im Kampf um die Existenz verstrich noch, bis das Leben des Meisters in einer Altstadtgasse Wiens erlosch, das Leben jenes Augsburger Bürgerkindes, von dem die schwäbischen Reichsstädter einst in ihrer Zeitung die stolzen Worte gelesen hatten: „Ehre für uns, lieber Patriot! Einen Tonkünstler, einen Landsmann hier zu haben, um den uns ganz England, Frankreich und Italien beneidet!"

Fern sind die Tage, die Mozart und seine Ahnen in den Mauern Augsburgs sahen. Aber der Ehrenname einer Mozartstadt ist der Stadt am Lech geblieben und stellt sie brüderlich neben Salzburg und Wien. Im Feuerorkan der Luftangriffe des unheilvollen Februar 1944 sind unzählige der Augsburger Stätten in Asche gesunken, mit denen das Leben Mozarts und seiner Ahnen verbunden war. Über die rauchenden Trümmer der Barfüßerkirche und Heiligkreuzkirche tropfte in heißen Zähren das glühende Metall der Orgelpfeifen aus den Werken Meister Steins, die Mozarts Meisterhand geweiht hatte. Eine öde Trümmerstätte starrt uns am Platz des Gasthauses „Zum Weißen Lamm" an, dessen Hut einst Wolfgang und seine Mutter umfangen hatte. Phantastische Ruinen und rauchgeschwärzte Fensterhöhlen recken uns die einst so gastlichen „Drei Mohren" entgegen. Nur traurige Reste zeugen noch von dem traulichen Altstadtbild der Jesuitengasse, wo Vater Leopold studiert und das lustige Bäsle gewohnt hatte, oder von dem massigen Bau der alten Prälatur des Stiftes Heiligkreuz, in dessen Räumen einst die feurigen Klänge seines Violinkonzerts „mit dem Straßburger" unter Wolfgangs eigenen Händen widerhallten. Aber die Stätte, an der sich des Meisters Verbundenheit mit Augsburg am klarsten kündet, ist vom apokalyptischen Grauen der Bombennächte verschont geblieben. Unverrückt hebt ein schlichtes Bürgerhaus in der Frauentorstraße seinen Giebel in das freundliche Licht des schwäbischen Himmels: das Haus, in dem einst Leopold Mozarts Wiege stand, Verheißung und Verpflichtung zugleich für Augsburg und alle Welt, in welche die Werke seines Sohnes ihren Segen ausstrahlen, für Schönheit, Wahrheit und Güte zeugend bis in fernste Zeiten.

Faksimile eines Briefes von W. A. Mozart an das Augsburger Bäsle



Eingang zur Fuggerei mit dem Neptunsbrunnen Photo M. Lang

JAN LICHTENBERG

Brief aus der kleinsten Stadt

Augsburg, in der Fuggerei, Frühsommer 1948.

Lieber Freund, Ihr langer Brief, das erste Lebenszeichen nach so vielen Jahren und die erste persönliche Botschaft seit Ihrer Rückkunft, war mir eine unbeschreibliche Freude. Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen das ausdrücken, geschweige denn danken soll. Wahrscheinlich am ehesten dadurch, daß ich seine Fragen, die so dringlich gestellt sind, gleich beantworte. Zunächst waren mir diese freilich nicht ganz verständlich. Aber sie erscheinen mir um so angebrachter und begreiflicher, je länger ich darüber nachdenke. Denn obwohl hier in Augsburg, gleich unzähligen anderen Städten, weitaus kostbarere Dinge dem unheimlichsten Schicksal ausgesetzt waren und von ihm als Hekatombe an das Grauen unserer Zeit verschlungen wurden, lag Ihnen doch selbst in der äußersten Verlassenheit ferner Bergwerke die Sorge um unsere Stadt der Armen als Inbegriff des sichtbaren Friedens und innerer Beschaulichkeit fast noch mehr am Herzen als jene.

Sie sagen, daß diese kleine und heimliche Welt, Ausdruck der Hochherzigkeit, des Bürgersinnes und der Christenliebe, Ihnen unvergeßlich geblieben sei, weil hier abseits jeder aufdringlichen Programmatik ein Mensch auf die Dauer von Jahrhunderten die Obhut für eine Handvoll Dutzender von Familien einzig darum auf sein Gewissen nahm, weil sie Arme waren und deshalb seiner Pflege bedurften.

Mit der Zerstörung des größten Teiles dieser sechs Gassen, des Gotteshauses, der vier Tore und Plätze, mit einer Vernichtung der ältesten Armensiedlung der abendländischen Menschheit überhaupt, wären nach Ihrem sicheren Gefühle deutsches Wesen in seinen besten und unverfälschten Zügen, sein Gemeinschaftssinn, die werktätige Nächstenliebe und die große geschichtliche Überlieferung unseres Volkes an einer ihrer zarten und deshalb verletzbarsten

Seiten getroffen worden. Jedoch damit nicht genug, trägt jeder von uns irgendwo, ob er es nun zugibt oder nicht, eine heimliche Vorliebe in sich, die nicht bloß romantische Idylle spielerisch bevorzugt, sondern deren echte Zuneigung ganz ernsthaft den Stätten reiner Besinnlichkeit und wahren Friedens gilt. Was hier verloren ging, war aber Heimat des eigentlichen Menschseins auch vielen von jenen gewesen, die nicht in der Fuggerei wohnten, sondern nur rein geistig in ihr sich beheimatet wußten.

Ganz leibhaftig haben Ihre Worte mich in jene Stunden zurückversetzt, als wir den alten Menschen dieses Städtchens zusahen. Mit der üblichen Umständlichkeit trugen sie ihr beschauliches Leben aus dämmerigen, holzgetäfelten Stuben oder gewölbten Küchen zu einem Plausch hinaus auf die Gasse oder pflegten gewichtig ihre Blumen, ihr Gemüse, ihren Tabak mit zitternden Händen.

Unvergessen ist das Rauschen hoher Bäume, der Blick in das Strahlen der Kastanienblüte, unvergessen blieb uns vor allem der Omphalos dieser winzigen Stadt, ihr Brunnen. Eigentlich war er ganz unscheinbar und, für sich allein besehen, nichts weniger als großartig. An diesem Platze freilich besaß er seinen besonderen Sinn und ganz eigene Art. Von dem niederen Aufbau fiel tags und nachts das Wasser in die Breite seiner untersten Schale. Nicht allein um der schier fürstlichen Rundung des an sich einfachen, eisernen Beckens willen mußte man ihn gern haben, sondern weil dieser fast unansehnliche Brunnen der kleinsten Stadt inmitten der weitaus größeren Gemeinde so völlig unbekümmert sein eigenes Wesen behauptete. Im Gegensatz zu seinen berühmten Brüdern ward nichts an ihm Schaustück, und sei es im besten Sinne des Wortes, nichts Dekoration, nichts kalte Monumentalität. Er verblieb ohne Großtuerei das, als was er ursprünglich gemeint war, bescheiden geschäftiger Diener bedürftiger Menschen zu sein, Schöpfbrunnen für die Hausfrauen und Lieblingsspielplatz der Kinder, die in seinen gläsernen Fluten plantschten.

Ich habe auch nicht vergessen, wie uns vor ihm un-

Eine Straße in der kleinsten Stadt Photo H. Saebens



willkürlich jene weitaus herrlicheren italienischen Brunnen einfielen, die über ihrem Ruhme der großen Namen die eigentliche Natur des Brunnendaseins nicht verloren und, gleich dem bescheidenen Bruder in Augsburg, im kühlen Gewande Freunde der Armen blieben und Spiegel der lichten Bläue eines hohen Himmels.

Es mag sein, daß in uns damals auch etwas von der unstillbaren Sehnsucht aufstieg, die immer neue Geschlechter, die schließlich in diesen altertümlichen Bürgergassen mit ihren gleichen, hohen, steil getreppten Giebeln mündeten, als Söhne der rührigen Reichsstadt und Diener stolzer Handelshäuser einst wandernd oder reitend nach dem Süden lockte.

Vielleicht erging es ihnen dort drunten nicht anders als Dürer, der seinem Freunde Pirckheimer von den Lagunen schrieb, wie er sich hier als Signore, zu Hause als Schmarotzer fühle, und den schon im voraus vor jenen nordischen Städten eine leise Scheu überkam, weil ihn dort „nach der Sonne fror".

Man hat dem gleichen Albrecht Dürer einmal den Entwurf für diese kleinste Gemeinde im „Kappenzipfel" der Jakober Vorstadt Augsburgs zuschreiben wollen. Zu Unrecht, ihr Baumeister Thomas Krebs, der das Städtchen begann, und jene Unbekannten, die seinem Werke Kirche und Dachreiter, nicht zu vergessen die Krankenhäuser samt der Schule, zum Schlusse über sechzig Gebäude, hinzufügten, besitzen keine gefeierten Namen. Allein sie bauten licht und freundlich und herrenhaft in ihrer Art. In breiten Bändern flutete die Sonne durch die Gassen, und bevor stadtväterische Umsicht die mannigfachen kleinen Kanäle Augsburgs überwölbte, brach sich ihr Schein auch hier in zierlichen Seitenarmen des Lechs, die, nur von wenigen schmalen Stegen bezwungen, durch verschiedene dieser paradiesischen Gassen murmelnd ihren Weg nahmen.

Paradiesisch muß diese Welt allerdings gewesen sein, auch im Zusammenleben von Mensch und Tier. Noch heute verraten die alten Straßennamen, die neben den gotischen Hausziffern an den Wänden stehen, uns davon genug, nur daß man mit der Zeit das ungetrübte Verhältnis zu so schönen Worten wie „Ochsengasse" und „Saugasse" verlor. Vor dem Kriege sprachen wir einmal über diese merkwürdige Verbürgerlichung, die an solchem guten deutschen Klang aus mißverstandener Wohlanständigkeit Ärgernis nahm: Diese Gemeinde der Armen war überhaupt nicht unbedingt einheitlich, sondern vielfach, selbst gesellschaftlich, in sich gegliedert.

Obwohl diese geheimen Ordnungen nie verlorenen Selbstgefühles nicht immer sichtbar zutage traten, wollte „man" eben doch lieber nicht in der Saugasse oder der schattigen „Finsteren Gasse" wohnen, — eine sonderbare, doch bezeichnende Seelenhaltung, die sich bei einer bestimmten Menschengattung, die „etwas auf sich hielt", dahin steigern konnte, ein Logis in der Belle Etage an der „Herrengasse", und sei es bloß um dieses Namens wegen, als Gipfel der Gefühle anzustreben.

Dabei wußte doch jeder, daß diese sämtlichen Behausungen, gleichviel in welchem Sträßlein, auch gleich viel oder gleich wenig kosteten, nämlich seit 1521 nur den Gegenwert eines einzigen rheinischen Guldens. Die im Sinne des Stifters sehr nachsichtige Verwaltung hat den Gegenwert vor Jahrzehnten auf eine Mark und einundsiebenzig Pfennige berechnet. Das ward nun mit jener echt schwäbischen Zähigkeit, die allem Fuggerischen eignet, beibehalten. Die Fuggerische Handelsgesellschaft mochte seinerzeit an Schwankungen des Marktes wie der Währung verdient haben. Die Fuggerei kümmerte sich nicht darum, ob das Geld draußen stieg oder fiel. Für ihre Bürger blieb der Gulden ein Gulden und — sogar — die Mark gleich einer Mark. Damit zahlte man jährlich, ohne Rücksicht auf wechselnde Systeme, je zur Hälfte zweimal den Zins seiner Wohnung nebst Gärtchen und wurde hierdurch sein eigener Herr und ein König unter den Armen.

Die paradiesische Unberührtheit des Daseins haben wir an der Fuggerei damals immer wieder gesucht, und es schien unvorstellbar, daß dieses kleine Reich der Notleidenden, das sich so bewußt von dem gesamten Getöse des Zeitalters fernhielt, mitten in der allgemeinen Erregung unberührte Gelassenheit bewahrte, zwischen dem heroischen Massenstil so beglückend klein, einfach und persönlich blieb, eines Tages mit hineingezogen werden könnte in die Katastrophe jener Dinge und Haltungen, die ihr wesensmäßig und in allen Schichten tief fremd waren.

Wahrscheinlich hat die bedrückende Frage nach dem Schicksal der Fuggerei Sie gerade deshalb so unablässig verfolgt, weil es Gipfel des Wahnsinns dünkte, daß dieser heimliche Garten Eden in das Inferno entfesselten menschlichen Ungeistes geraten sein sollte.

Es fällt heute schwer, aus verborgenen Abgründen des Gedankens bestimmte Tatsachen und schmerzliche Einzelheiten zu heben, die jeder von uns, der jene Grauensnächte deutscher Städte mitzuerleben verurteilt war, lieber in ein ewiges Schweigen versenkte. Sie werden bemerkt haben, wie ungerne die Menschen davon sprechen, sei es, um der persönlichen Erinnerung an die Ausgesetztheit, an die Fraglichkeit ihres Daseins auszuweichen, sei es, weil sie die Fülle des Scheußlichen mit trennenden Wänden von ihrem Bewußtsein abmauerten, um neben dieser



Dachzimmer in einem Fuggerhäuschen Photo M. Lang

unheimlichen, dunklen Kammer, deren Schrecknisse hin und wieder schwere Träume belasten, den Versuch eines ertragbaren, neuen Lebens zu wagen.

Trotzdem sollen diese Dinge keineswegs vergessen sein. Ich will sie Ihnen, um genau bei der Wahrheit zu bleiben, gewissenhaft nach dem Zeugnis von Menschen berichten, die am damaligen Geschehen teilnahmen, mich auf sie berufend, da ich selbst auswärts weilte und erst der furchtbaren Kunde folgend in das Pompeji des einstigen Augsburg, aus dessen Trümmern es noch schwelte und züngelte, zurückgekehrt bin.

Am Morgen des verhängnisvollen 25. Februar 1944 hatte ein größerer Verband feindlicher Flugzeuge wichtige militärische Ziele im Bereiche der Stadt angegriffen, ohne privates Eigentum, kulturelle und kirchliche Güter, Herz und Seele dieser ehrwürdigen Matrone, mit vernichtenden Waffen zu suchen. Daher kam es, daß leider fast niemand, als abends gegen 10 Uhr das Aufheulen der Sirenen die Menschen abermals in die Keller jagte, den Warnruf übermäßig ernst nahm. Auch in der Fuggerei vertraute sich mancher lieber dem angeblich erprobten Schutze seiner häuslichen Küche an.

Die anderen saßen aufgeschreckt und verängstigt in ihren Unterständen. Hier wie da erlebten dann alle, jählings aus den süßen Täuschungen der Verschonung ihrer Heimat gerissen, den schauderhaften Feuerregen der Brandstäbe und Kanister, das Sausen der fallenden Sprengbomben. Wie ausgelöscht ist plötzlich das beklemmende Dröhnen der schweren Motore, verschluckt vom Lärme sich überstürzender Einschläge, des platzregengleichen Klatschens der Flammen, des Niederbrechens ungezählter Häuser, der grauenerregenden Entladungen.

Erst nach rund zwei Stunden kommt es scheinbar zum Abflauen des Angriffes. Sogleich eilt ein Trupp beherzter, über sechzigjähriger Feuerwehrleute der Fuggerei, begleitet von mutigen Frauen, aus der Geborgenheit hervor, sucht unter ständiger Anleitung das Unheil zu meistern. Rauch und Phosphor, beißender Qualm erfüllen die Luft. Ganz Augsburg ist in ein einziges auflodierndes Meer des Jammers getaucht. Die tapferen Helfer hasten im Funkenregen die Feuergassen auf und nieder, müssen das Markuskirchlein als hoffnungslos verloren preisgeben. Längs den Zeilen springen die Flammen von Dachstuhl zu Dachstuhl über, werden selten und nur dort durch Menschenkraft bezwungen, wo der Schaden noch nicht übermächtig geworden ist. Immerhin scheint noch schwache Aussicht vorhanden, einen Großteil der kleinsten Stadt vor dem Untergange zu retten.

Da fallen nach einer weiteren knappen Stunde abermals die Bomben. Männer und Frauen müssen erneut zurück unter die Erde. Ein Teil wirft sich mit keuchenden Lungen in notdürftigen Unterständen flach auf den Boden. Die meisten flüchten wie zum Troste in den großen Bunker, wo die übrigen, Frauen und Kinder, lauschen und beten. Zu hunderten hocken sie dort auf Bänken, jämmerlichen Koffern und Bündeln, starren in das Wesenlose. Halbsterbenden wird hier die letzte Lossprechung erteilt. Drüben in einem anderen Winkel entbindet eine Frau, schenkt neues Leben zwischen Tod und Vernichtung. Der alte Meßner schleppt treppab die goldenen Gefäße mit dem Allerheiligsten. Man hat sie aus dem brennenden Gotteshäuschen noch gerettet und birgt sie nun, so gut es geht. Ein Luftschutzarzneischrank dient ihnen als notdürftiges Tabernakel.

Endlich vermindern sich draußen die schrecklichen Erschütterungen. Wieder springen die Kräftigen hinaus, wehren, wo irgend sie das vermögen, der Flammenwut, deren Toben sich nun erst zum Gipfel steigert, retten was an kümmerlicher Habe den Opfern dieser Nacht wie ein Hohn des Schicksals rein zufällig verblieb. Allerdings, viel ist nicht mehr auszurichten. Zwar mindert vereinzelt der dichte Schnee das allzu jähe Umsichgreifen der Brunst. Jedoch auf die Dauer bedeutet seine Kühle keinen

hilfreichen Beistand gegen die Gewalt des Feuersturmes.
Immer scheußlicher verpestet der Rauch das Atmen. Die Menschen können aus den blutig entzündeten Augen nichts mehr sehen. Als gar das Wasser zur Neige geht, die eingefrorenen Handpumpen den Dienst versagen, wird es aussichtslos, gegen die Herrschaft des dämonisch entfesselten Elementes weiter anzukämpfen. Die viele nächtliche Stunden lang überspannten Kräfte lassen gegen Morgen nach. Dabei bietet sich den in der Fuggerei Eingeschlossenen zunächst keine Aussicht, die Fühlung mit der Umwelt zu gewinnen. Die Straßen rings umher liegen verschüttet. Gürtelgleich steht die weite Stadt in Flammen, die die kleine Gemeinde in feuriger Umarmung halten.
Aber Unentwegte geben nicht nach. Endlich schlägt sich der erste Teil der Fuggereibürger, alte Männer und wehrlose Frauen, zwischen den Brandschluchten durch, gewinnt, fast zu Tode erschöpft, das freie Land vor Augsburg, während die stolze Stadt selbst in Dunst und Glost, in ihren dichten Witwenschleier von Rauch und Flammen gehüllt bleibt.
Andere Insassen verweilen länger oder können sich selbst von der zerstörten Heimstatt nicht losreißen. Sie treffen einen Mann, der als Beobachter pflichttreu ausgeharrt hatte, friedlich an die Wand seines Hausganges gelehnt. Das müde Herz steht still. Vielleicht vermochte die Lunge den Druck nicht zu ertragen. Man breitet ihn auf sein Bett, fahndet durch fünf Tage nach Leuten, die bereit sind zur Bestattung. Die Alten in der Fuggerei können das nicht mehr. Auch einer Frau gilt das Suchen. Zwischen beiden Angriffswellen hatte sie ihre Habe geschäftig geborgen und sich anscheinend ganz glücklich gefühlt über den Berg von Armut, der ihr geblieben war. Sie wird nirgendwo gefunden. Blinde Besitzesfreude ließ keinen rechtzeitigen Abschied nehmen. So verbrannte sie anscheinend mitsamt ihrem kläglichen Gute, blieb bis heute verschwunden.
Ganz allmählich scheint das Feuer zu ersticken. Es züngelt zwar mancherorts nochmals auf, leckt über Schutthalden hin, klettert an phantastisch abgerissenen Trümmerkanten empor, frißt beinahe eine halbe Woche später als letztes Opfer noch ein uraltes Häuslein und fällt schließlich in sich zusammen. Dann wird es still, totenstill im einstigen „Kappenzipfel" der Stadt.
Das waren die Tage und Stunden, in denen der Herrgott das Schicksal der Fuggerei auf seiner Hand wog. Und noch eins ward geprüft, das Herz jenes Geschlechtes, nach dem sie ihren Namen trägt. Ist es stark, männlich, tapfer? Wird es zugleich stolz und hingebend genug sein, um aus dem Nichts, in das seine gute, kleine Stadt beinahe zerfallen war und binnen der letzten anderthalb Kriegsjahre endgültig zerfallen konnte, die aus tausend Wunden blutende, zu Tode getroffene Fuggerei zu neuem Leben, richtiger gesagt: zum alten Dasein des Friedens und der Liebe zwischen aller Feindschaft und tödlichem Haß zu erwecken?
Was stand seit dem Jahre des Heiles 1519 auf schweren, mit Helm und Schild verzierten, steinernen Tafeln über den drei Haupttoren der Fuggerei? Daß „die Brüder Ulrich, Georg und Jakob Fugger von Augsburg zum Heile ihrer Stadt und voll inniger Dankbarkeit für die vom Herrgott empfangenen Güter aus Andacht und zum Vorbilde hochherziger Freigebigkeit 106 Behausungen nebst aller Zubehör ihren fleißigen, doch armen Mitbürgern stifteten, widmeten und weihten".
Über den Pforten zum frischen Unheil künden die ehrwürdigen Inschriften ewig das gleiche Ruhmes-

Der Brunnen Photo S. Rostra



lied der alten Fugger. Drunten im Bunker aber, am Schauplatze des Grauens der letzten Tage, finden sich die Heutigen zusammen. Und diese Jungen beschließen aus dem Geist ihrer Vorväter, nicht nachzulassen. Die Fuggerei soll wieder erstehen, aber nicht nur überhaupt, irgendwie, irgendwo und irgendwann, sondern gleich, am selben Fleck Erde, so wie sie gewesen, ewig jung und zeitlos, allzeit beschaulich, wie sie sich von je ihren vielen heimlichen und offenen Freunden dargeboten hatte. Unvergessen mögen daher auch die Namen jener drei Männer sein, die, der Ahnen eingedenk, solchen Entschluß faßten und ihn durch alle Gefahren dieser Jahre unentwegt trugen, die Fürsten und Grafen Joseph Ernst, Clemens und Friedrich Carl Fugger von Glött, Fugger von Kirchberg und Weißenhorn, Fugger von Babenhausen.

Und es blieb nicht bei dem einmaligen Worte. Kaum war der Krieg zu Ende — damit aber lassen Sie mich schließlich Ihre bangste Frage beantworten —, war auch die Gefahr beschworen, daß der hochherzige Vorsatz in dem Elend der folgenden Zeit noch ersticken könnte. Das anfangs mühsam verdeckte und dürftig verbundene Siechtum der Fuggerei wurde glücklich überwunden. Hier darf man ausnahmsweise mit gutem Rechte sagen: Das neue Leben blühte aus Ruinen. Zunächst geschah das zage und verstohlen, hernach kräftiger und schließlich mit vollen Zügen.

Bevor das richtige Bauen begann, mußten zunächst riesige Berge von Schutt aus Gassen und Häusern, den zumeist ausgebrannten, teilweise aber auch gänzlich zerstörten Fuggereigassen, herausgeschaufelt werden. Erst hernach hub das eigentliche Schaffen an. Hinter Gerüsten und drinnen im hohlen Gehäuse wuchsen allmählich wieder Trennwände, Stiegen, Stockwerke, Dächer, Giebel, zuletzt ragende Kamine empor. Manchmal ging es wohl zäh voran, zu langsam für die Wartenden, im ganzen aber schloß sich der sichtbarste Teil der Kriegswunden in der Fuggerei zum großen Staunen der Mitbürger rascher, als vermutet. So wie voreinst an Plätzen, auf denen wenige Häuslein zwischen Gärten träumten, die sauberen Straßenzüge des Städtchens binnen weniger Jahre sich erhoben, erstand nun, gleichermaßen aus dem Verstehen für die Verpflichtung großer Überlieferungen und aus Liebe zu den Opfern der Zeit, halb alt und halb neu — beides kaum voneinander zu scheiden — die junge Fuggerei.

Daß ich es Ihnen genauer sage: sie erstand nicht bloß, sie begann wieder zu atmen, zu wachen und zu träumen. Es ist sehr schön, wenn solche Stunden wie die Übergabe der Schlüssel zu den ersten wiedergeschaffenen Wohnungen festlich begangen werden. Aber das für sich allein hätte die Fuggerei zu keinem frischen Leben erweckt. Indessen das zerstörte Nest wurde in der Tat so glücklich neugefügt, daß nun auch die Jahre hindurch versprengten, müden, alten Vögel einer nach dem anderen heimkehren. Mit jedem von ihnen kommt ein Stück unsterblicher Fuggerei zurück.

Soll ich Ihnen Ihre guten Bekannten ins Gedächtnis rufen? Der Torwart mit eisgrauem Schnauzbart, schlauen Augen und bäuerlichen Goldringen in den Ohren schlurft an seinem Stock durch die Gassen, schnitzt wie früher Spielhäuschen für Fremde, sitzt nachts in der Torstube, läßt sich herausläuten und heimst dafür die Groschen ein. Der emsige Meßner sammelt schon Kerzen, obwohl die Kirche kaum unter Dach ist und es noch manche Weile dauern mag, bis ihr Glöckchen nach alter Satzung „jeden Menschen, so er vermag, jung oder alt, zu einem Pater Noster, Ave Maria und einem Glauben alle Tage ... für die Fundatores, deren Eltern, Brüder und andere Geschwister und Nachkommen“ rufen wird.

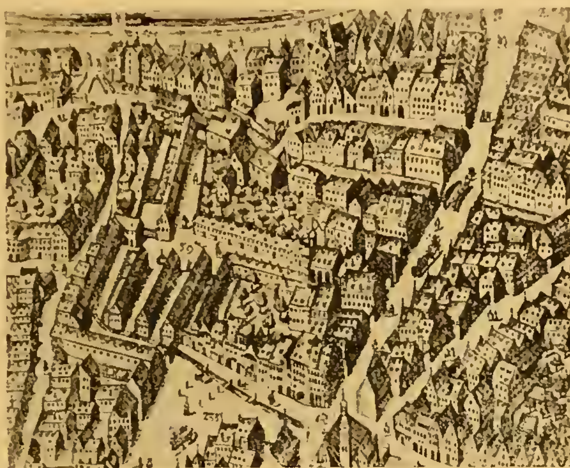
Vieles fehlt leider noch. Jedoch dafür ist die schöne, alte Madonna wieder da. Milde lächelt sie über das bescheidene Gewimmel zu ihren Füßen. Möge sie den Mantel ausbreiten zum Schutze dieser Heimat der Armen. Nach ihr ziehen langsam die vertrauten Figuren der Hausheiligen in den Andachtsnischen und Grotten ein. Vertriebene gute Geister kehren an den Herd zurück.

Das Haus mit der letzten offenen Esse früherer Zeiten ist durch einen freundlichen Zufall verschont geblieben, gleichfalls verschont mancher Trödel von wenigen nicht abgebrannten Speichern. Für mich verkörpert er sich in einem schrecklichen, ausgestopften Hund mit gelben Glasaugen, die mir letzthin aus dem Halbdunkel eines Daches entgegenstarrten. Solches erhielt sich zwischen aller Vernichtung, während wenige hundert Meter davon entfernt Jakob Fuggers Goldene Stube in Asche zerfiel.

Aber ging es eigentlich nicht überall so? Uns Gegenwärtigen erscheint es darum beinahe schon wichtiger, ob dem Reste der Mut zu neuem Anfang verblieb. Darüber kann ich Sie glücklicherweise im Falle der Fuggerei beruhigen. Selbst Ihr bevorzugter Liebling, das Mozarthaus der Fuggerei, in dem der kleine Wolfgang Amadeus aus- und eingegangen sein wird, wenn er zum Vorvater nach Augsburg auf Besuch kam, ist wieder bewohnt. Erzähle ich Ihnen dazu von einem jungen Mädchen, das die Musik liebt, und wie eifrig es schräg gegenüber auf seinem bürgerlichen Pianoforte übt, dann werden Sie spüren, daß die alte Fuggerei wieder erwachte und durch die

Weisen des bürgerlichen Instrumentes die Melodien des einstigen Cembalos geistern. In der Tat, sie ist wieder da mit allen ihren Eigentümlichkeiten, dem Verkündigungsbrett und den amtlichen Sperrstunden; denn Ordnung muß sein, selbst in diesem kleinen Paradiese.

Buschiger Wein grünt an den trauten Giebeln. Die alten Weiblein lehnen sich aus den Fenstern, damit ihnen auf der Straße nichts entgehe. Mitunter scheint der Spuk der furchtbaren Nacht schon so lang vergessen wie die Not des Dreißigjährigen Krieges, nach dem das Städtchen, zuerst zeitweise besetzt und geplündert, gleichfalls weithin verödet lag. Die Blumen in den Gärten duften nachts lauter als am hellichten Tage. Blutrote Malven blühen heute dort, wo damals ein Weib rätselhaft im Feuer verschwand. Dazwischen aber tauchen als jüngste Überraschung ganz neue Gesichter auf. Zum Teile sind es Arbeiter samt ihren Frauen, die sich mit manchem Rüstigen in die Mühe des Wiederaufbaues teilen. Letzthin traf ich eine Bäuerin in der kleidsamen Tracht der Batschka mitten unter ihnen.



Stadtplan von Kilian 1626: Die Fuggerei
Photo Birzele und Przibilla

Es überwiegen aber weitaus die bekannten Züge. Wie schon gesagt, viele Ihrer früheren Freunde sind wieder da. So etwa der Mann mit Rauschebart und Jägerpfeife, der selbstzufrieden schmunzelnd unter der Haustür wartet. Keiner züchtet so geschickt wie er Kanarienvögel mit dunklem Schopfe. Freilich, sie sehen anfangs erbärmlich nackt und scheußlich aus, und ihre vorerst blinden Augen ruhen hinter graublauen Lidern. Oder jener andere wackere Alte, der über seine Augsburger Heimat nicht allzu weit hinauskam, doch im Herzen unauslöschliche Sehnsucht nach Abenteuer und fernen Welten trägt. Sorgsam wischt er den Staub von einem halben Dutzend fremdsprachiger Wörterbücher und, Neid aller Buben, einer vollkommenen Ausgabe des Karl May. Früher wäre der Mann vermutlich Faktor der Welser zu Venezuela geworden, oder lebt am Ende gar eine Welle des Blutes deutscher Conquistadoren in seinen Adern?

Endlich hat die Fuggerei auch wieder Geheimnisse, die man behutsam verbirgt, obwohl jeder sie kennt, weil jener Gute, der nur seinen Vertrautesten in das Ohr flüstern möchte, daß sein Testament hinter der Wanduhr verborgen sei, laut krächzt, bis es alle Nachbarinnen gleich miterfahren. Trotzdem wird dieses eigentümliche Geheimnis als solches geachtet, und der Taube wähnt es nicht umsonst in sicherer Hut.

Im Gefolge der Alten sind die Jungen, Kinder und Enkel erneut eingezogen. Sie dürfen genau so wenig wie ehedem in den Gassen tollen, tun es aber, erfreulicherweise, genau wie einst. Es ist sehr schön, über die hoch aufgebeugten Bretterlagen zu klettern oder entgegen allem Verbot abends in verlassenen Baustellen über freie Balken zu tänzeln, bis man schließlich ertappt und vertrieben wird. Die jüngste und günstigste Neuheit scheint jedoch ein Wettrennen mit Puppen unter dem Arme zu sein. Es muß offenbar für schwierig gelten. Wenigstens wird die jeweilige Siegerin mit lautem, aufrichtigem Jubel begrüßt.

Endlich sind vor allem jene zahlreichen weiteren wieder da, die in die Fuggerei nachzurücken wünschen, sobald einmal die vom Kriege Verjagten untergebracht sind. Ihnen, die im Bombenschauer alles verloren, kann begreiflicherweise der Bau nicht schnell genug voranschreiten. Er soll ihnen nach dem Elend eine Heimat bescheren. Aber ich gerate nun selbst ins Schwatzen, wie wenn ich zu den guten Weiblein gehörte. Ich will zum Ende kommen, so gerne ich Ihnen noch die weitläufige Geschichte unseres sechzigjährigen Don Juans erzählen würde, der ewig nicht zur endlich nötigen Vernunft gelangt.

Eines darf ich Ihnen freilich doch noch sagen. Sobald ich abends zur Ruhe gehe, fällt vom Fenster her der matte Schein einer verlassenen Gaslaterne über mein Laken. Es ist ringsum sehr still. Sobald auch dieses Licht um halb zwölf Uhr erlischt, verglimmen die letzten leuchtenden Kammerfensteraugen. Dann schläft die Fuggerei.

Es knackt in der Wand. Die frischen Balken sind noch unruhig, möchten sich dehnen und strecken, zusammenziehen oder biegen. Ich weiß es nicht genau. Aber langsam schweigen auch die Wände. Höre ich ihr Knistern nicht mehr, oder gewöhnt sich das junge Holz inzwischen an die alten Mauern?

Geschäftig tickt meine Uhr, die Sie kennen, neben mir. Sie scheint das Unermüdliche in der Welt zu verkörpern. Ist sie deshalb bereits das Immerwährende, das Ewige oder doch bloß die zu Metall gewordene Tochter und Kronzeugin der Zeit? Wie ihre Mutter, so kann auch sie ablaufen. Dann muß sie wieder aufgezogen werden. Ob es eigentlich mit der Zeit ähnlich ist? Daß man sie aufziehen muß? Es heißt, man könne sie nicht zurückdrehen. Wenn es nun einer doch versuchte? Womöglich würde dann auch die Feder dieser verrückten Zeiten springen. Doch mein Geist beginnt zu schwärmen, spinnt sinnlosen Nachtspuk fort.

Ewig ist nur das Zeitenlose, das aus sich allein weitergeht — bei uns gleichsam der Brunnen. Nie ermüdet, läuft er und rauscht, rauscht er und läuft. Vielleicht will er mit seinen kleinen Wassern noch immer die Flamme löschen oder Asche und Tränen fortspülen. Oder wird das Zeitlose am Ende gar von unserem Leide nicht berührt? Wer vermöchte das zu sagen! Nur eines spüre ich: Er ist sehr lindernd, solch ein alter Brunnen — und so friedlich. Kehren Sie zurück zu ihm, Sie und unsere anderen Freunde von früher, denen Sinn und Wesen unseres Städtchens wider alle Geschäftigkeit not tun. Wenn Sie die Welt dieser irren Tage nicht mehr begreifen noch ertragen können, sie womöglich zu wichtig nehmen, so kommen Sie hierher, wie wir das früher nicht anders taten. Sie werden zwischen unseren bescheidenen Bedeutungslosigkeiten viel Wichtiges wiederfinden, vielleicht auch die verlorenen Maßstäbe. Auf unserer Sonnenuhr lesen Sie die würdige Mahnung: „Nutze die Zeit.“ Allein sie steht eben nur auf der einen Seite der kleinsten Stadt. Auf ihrer anderen plätschert der gute Brunnen völlig ohne Nutzen, nur für sich dahin und durchaus jenseits der Zeit. Zwischen ihnen beiden aber leben die Fuggerei und ihre Menschen.

Gott befohlen, lieber Freund, und gehaben Sie sich wohl. Lassen Sie diese Worte aus der Heimat zugleich eine innige Begrüßung sein. Ich hoffe von Herzen auf eine baldige Begegnung.

Abendstimmung über der kleinsten Stadt Photo S. Rostra



EUGEN DIESEL

Mühlwässer und Motoren

Das alte Augsburg innerhalb der Stadtmauern mit St. Ulrich und Afra, dem Dom, den Ruinen des Fuggerhauses und des Rathauses, auf dessen nun öd und frei liegendem Giebel die große Zirbelnuß aus Erz hoch den öden Raum überragt, wo einst der goldene Saal war, der sich vom Griff unseres Geistes immer noch nicht zu lösen vermochte, liegt mit vielem anderen, das einst war und das gerettet wurde, auf der Hochebene zwischen den frischen Alpenflüssen Lech und Wertach. Solcher Lage ist Augsburgs Reichtum an strömendem Wasser zu verdanken. So plätschern hier am Perlachturm, der sich aus den Trümmern heil wieder erhebt, an der seltsam verschwimmenden Grenze zwischen Bayerntum und Schwabentum die alten Zierbrunnen mit den klassischen Namen des Augustus, des Merkur, des Herkules. Und noch heute liegen an reißenden Mühlwässern berühmte Textil- und Maschinenfabriken. Seit Hunderten von Jahren ist Augsburg ja eine gewerbereiche Stadt.

Lech und Wertach, die im Norden der Stadt spitzwinklig ineinanderlaufen, umspannen in schwingenden Bögen nicht nur das alte, sondern ein gut Teil des neuen Augsburg, nördlich bis zur Maschinenfabrik Augsburg, zur Buntweberei, zur Ballonfabrik, südlich bis zu Messerschmitt, zu den Zahnrad-, Parkett-, Nähfadenfabriken und zu den Eisenbahnbetriebswerkstätten. Und was steckt da noch alles drin zwischen Gassen, breiten Straßen, Klostergemäuer, Mühlgräben an bürgerlich-reichsstädtischem, handwerksmäßigem und gewerblichem Wesen: Bäckerei, Metzgerei, Wurstküche, Brauerei und manch altdeutsches Gerümpel neben der industriellen Forschungsanstalt und den Fabriken für Schuhe und Zündhölzer.

Daß solch gewerbliches Wesen sich früh schon hier in Augsburg breitmachte, liegt zu einem guten Teil daran, daß die Stadt umarmt ist von jenen beiden reißenden Gebirgsflüssen, deren reichliches Wasser seit dem Mittelalter in einem Netz von Kanälen durch die Stadt rinnt. Und strömendes Wasser war vor der Erfindung der Wärmekraftmaschinen die mächtigste Kraftquelle der Menschheit. So durchfloß es in rauschenden Mühlgräben kraftspendend schon das alte Augsburg und rauscht heute noch durch Wasserräder und moderne Francisturbinen. 1902 waren in der Stadt neben siebenundzwanzigtausend Pferdestärken von Dampfmaschinen zwölftausendsechshundert Wasserpferdekräfte in Betrieb. Heute sind es rund siebzehntausend Wasserpferdestärken. Dampf- und Dieselmaschinen zusammen aber sind hier wohl jetzt viel mächtiger.

In den dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts begannen die Augsburger immer zahlreichere der neuen Spinnmaschinen und mechanischen Webstühle an die Wasserkräfte anzuhängen. Die Textilindustrie, auf der Augsburgs und der Fugger alter gewerblicher Ruhm beruhte, nahm einen neuen Aufschwung. Heute wird vor allem Baumwolle gesponnen und gewoben.

1824 endete die Alleinherrschaft der Wasserräder in der Augsburger Krafterzeugung, denn es wurde die erste englische Dampfmaschine zum Antrieb einer Schnellpresse in der Freiherrlich von Cottaschen Druckerei aufgestellt. Der berühmte Erfinder der Schnellpresse, Friedrich König, hatte die Druckmaschine geliefert. Er berichtete über den Betriebsbeginn der Dampfmaschine: „Wir haben nur wenig Unterhaltung hier gehabt, ausgenommen etwa den Schrecken, den die neue zweipferdige Maschine hineingetragen hat nach Augsburg. Das Redaktionszimmer wird sich künftighin gerade über der Maschine befinden. Herr Stegmann, ein vorsichtiger Mann, weiß seine wahren Gefühle zu verbergen, aber Herr Wiedemann, der zweite Redakteur, hat feierlich erklärt, daß er fortan lieber unter freiem Himmel schreiben will als in diesem Zimmer. Der Hausknecht, obwohl schon seit zehn Jahren dem Geschäft angehörend, hat am vorigen Sonnabend gekündigt und ließ sich nicht beruhigen oder davon abbringen; sein Leben sei ihm lieber und er habe für Frau und Kinder zu sorgen! Ein alter Kaufmann hat beteuert, daß er nie mehr durch diese Straße gehen werde, und seitens der Nonnen, die sich in einem Kloster hinter dem neuen Druckereigebäude befinden, gehört ein Sturm gegen uns nicht zu den Unmöglichkeiten."

Der alte Unternehmungsgeist der Augsburger hatte unter der Asche fortgeglommen. Das Aufkommen der Dampfmaschine, der allgemeine Fortschritt der Technik, der Geist des neunzehnten Jahrhunderts ließen das Feuer des Gewerbegeistes wieder auf-

lodern. Ein Königlicher Realienlehrer in Augsburg fand bald nach 1870 im Jahresbericht seiner Schule folgende Worte für den bürgerlichen Fortschrittsgeist: „Heutzutage ist das Bürgertum kein abgeschlossener Stand mehr, sondern es durchdringt und trägt das ganze Leben des Staats. Neue Aufgaben bieten sich ihm. Aber auch unter andern politischen Formen kann und soll als Vermächtnis aus der Zeit seiner frischen Jugend in ihm wieder erwachen und erstarken der Geist der alten Städtebürger, jener mannhafte selbständige Sinn, jenes frische mächtige Streben, das sich nicht genügen läßt in dem einmal ausgetretenen Geleise, jenes Einstehen für die Gemeinde, wodurch dieselbe gedeiht." Glänzende Namen der Augsburger Industriegeschichte wie Schaezler, Riedinger, Hassler, Reichenbach, Buz zeugen für das „frische mächtige Streben" jener Zeit.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts begann man dem Begriff der Industrie vor dem des Gewerbes den Vorzug zu geben. Augsburg begann „Industriestadt" zu werden. 1925 gab es hier 144 Betriebe der Textilindustrie mit 16 350 Arbeitern und 152 Maschinenfabriken mit 13 640 Arbeitern, von denen die Mechanische Baumwollspinnerei und -weberei und die Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg die bekanntesten sind.

Durch das Beispiel der Maschinenfabrik Augsburg sei die Entstehung der Maschinenindustrie in Augsburg beleuchtet. Ludwig Sander, der sich mit Bankgeschäften, Schnupftabakfabrikation und Textilindustrie befaßt hatte, begründete 1840 auch eine Maschinenfabrik, um einem seiner Söhne eine Existenz zu schaffen. Aber schon 1844 übernahm ein Neffe jenes Erfinders König, Carl August Reichenbach, der Maschinenmeister des Freiherrn von Cotta, zusammen mit seinem Schwager Carl Buz die Fabrik unter dem Namen C. Reichenbachsche Maschinenfabrik. Im Gesuch um die Konzession war besonders hervorgehoben worden, daß eine Wasserkraft von zehn Pferden Bürgschaft gebe, daß das Geschäft mit Nutzen betrieben und beträchtlich erweitert werden könne. In der Fabrik wurden Dampfmaschinen, Wasserräder, Getriebe und alle möglichen anderen Maschinen hergestellt. 1852 zählte das Werk rund zweihundert Arbeiter und hatte schon hundert Buchdruckschnellpressen hergestellt, welche Fabrikation durch die verwandtschaftlichen Beziehungen Reichenbachs zu König angeregt worden war. 1858 sollte durch Ausgaben von Aktien der Betrieb kapitalkräftig gemacht werden, und der Magistrat erstattete der Regierung über die Maschinenfabrik Bericht. Es wird darin auf die allgemeinen enormen Fortschritte der Industrie und die Prosperität des industriellen Etablissements hingewiesen und unter anderem der Hoffnung Ausdruck gegeben, „daß der fernere Aufschwung dieses schon sehr bedeutend gewordenen Etablissements durch den mächtigen Hebel der Assoziation gefördert werde" ... „Es kann somit der Aufschwung dieses höchst lebensfähigen Etablissements zu einer Zierde Augsburgs nicht nur, sondern Bayerns und ganz Deutschlands, nicht wohl anders als von einer mit bedeutenden und nachhaltigen Geldmitteln versehenen Aktiengesellschaft vermittelt werden."

Die Aktiengesellschaft „Maschinenfabrik Augsburg A. G." kam zustande. Seit 1864 stand Heinrich Buz, der Sohn von Carl Buz, an der Spitze des Werkes. Nach 1870 betrug die Belegschaft der Maschinenfabrik bereits sechshundertdreißig Mann. Das Werk war zu einem Begriff in der deutschen und internationalen Industrie geworden.

*

Am 12. April 1820 früh morgens verließ der achtzehnjährige Buchbindergeselle Johann Christoph Diesel seine Heimatstadt Memmingen und wanderte hinkend, denn ein Sturz in früher Kindheit hatte ihm einen kurzen Fuß beschert, nach Augsburg, wo er sich niederlassen wollte.. Am 13. April abends sah er vom Süden aus die Mauern Augsburgs mit ihren Bastionen und den Turmumrissen des Perlach, des Doms, von St. Anna und St. Ulrich vor sich liegen. Irgendwo zwischen diesen Mauern lag das alte Katharinenkloster, aus dem später die Industrieschule wurde, in der sein Enkel Rudolf Diesel das Kompressionsfeuerzeug, auch Feuerpumpe genannt, vorgeführt erhielt. 25 Jahre danach erklärte Rudolf Diesel seinen Kindern den Dieselmotor durch Vorführung eben dieses Kompressionsfeuerzeuges. Er drückte die Luft im gläsernen Zylinder des Feuerzeuges durch Hineinstoßen des Kolbens zusammen, und die durch die Kompression stark erhitzte Luft entzündete ein Stückchen Zunder innen am Pumpendeckel: es leuchtete rot durch die Glaswände des Pumpenzylinders. Diesel sagte: „Stellt Euch nun vor, dadrin wäre nun etwas Benzin oder Petroleum oder Kohlenstaub gewesen, so hätte sich solcher Brennstoff entzündet, und der durch diese Verbrennung gestiegene Gasdruck — Hitze dehnt Gegenstände und natürlich auch die Luft aus — müßte den Kolben hinaustreiben. Der Dieselmotor ist nichts anderes als solch ein pneumatisches Feuerzeug, mit dem Unterschiede, daß der Brennstoff fein zerstäubt in die zusammengepreßte glühende Luft eingeblasen wird. Hierin entzündet er sich von selbst und leistet dann Arbeit, indem das heiße und hochgespannte Gas den Kolben vor sich herschiebt, der mit Hilfe der Kurbel das Schwungrad dreht."

Es ist merkwürdig, daß Rudolf Diesel, der 1858 in Paris geboren war und durch die Schlacht von Sedan nach London vertrieben wurde, gerade nach Augsburg zurückgeriet, an die Stätte, an der durch die Maschinenfabrik unter Heinrich Buz, dem Bismarck der süddeutschen Maschinenindustrie, alle Vorbedingungen für die sehr schwierige Durchführung des erfinderischen Gedankens gegeben waren. Buzens gediegenes, autoritatives und doch ruhiges Wesen kommt in einem wuchtigen Steindenkmal am Haupteingang des Werkes prächtig zum Ausdruck. Von dem Steinbild geht eine so sichere Ruhe aus, daß man abergläubisch meinen könnte, es sei dadurch vor den Bomben geschützt worden, welche die benachbarten Gebäude zerstörten. Diesel, der als Siebzehnjähriger Augsburg wieder verließ, suchte sich nicht, wie man annehmen könnte, das Werk Augsburg und seinen Direktor Buz deswegen aus, weil er von Augsburgern abstammte und einen Teil seiner späteren Kindheit hier verbrachte, ihm die Maschinenfabrik Augsburg somit sehr früh zu einem Begriff wurde. Vielmehr ergibt sich aus den Dokumenten, daß er diese Fabrik für eines der ganz wenigen Werke hielt, welche die überaus schwierige Aufgabe meistern konnten, den ersten Dieselmotor zu bauen. Natürlich spielen auch Kindheitseindrücke Diesels eine Rolle. Es ist ja klar, daß die bedeutendste Fabrik der Heimatstadt, von der man immer reden hört und die überhaupt die erste Maschinenfabrik ist, die man als Jüngling besichtigt hat, für einen besondere Qualitäten annimmt, aber diese Qualitäten waren auch objektiv vorhanden. Alle Instinkte und Überzeugungen Diesels führten ihn immer wieder zur Maschinenfabrik Augsburg, und umgekehrt beurteilte Buz die Persönlichkeit Diesels, den er schon als ganz jungen Ingenieur kennengelernt hatte, sehr günstig. Zudem war er von der Richtigkeit von Diesels erfinderischen Ideen überzeugt. Darum unter-

Am Schmiedlech Photo S. Rostra



stützte er ihn mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln. So kam es also, daß 1893 der Motor unter Diesels Leitung hier gebaut und jahrelang mit ihm experimentiert wurde, bis man 1897 einen großen Triumph errang. In Augsburg auch wurde nach schweren Rückschlägen in den Jahren 1898 und 1899 die marktreife Maschine und eine riesige Dieselmotorenindustrie entwickelt. Darum heißt Augsburg nicht nur die Stadt der Weberei, der Fugger, der Confessio Augustana, sondern auch und heute zumeist die Stadt des Dieselmotors. Im Baedeker endigt die geographische Einleitung zu Augsburg: „In der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg (MAN) wurde 1893—97 der erste Dieselmotor konstruiert", und die sich anschließende geschichtliche Einleitung beginnt mit den Worten: „Augsburg entstand um das Jahr 15 v. Chr. als römische Siedlung Augusta Vindelicorum."

Die Maschinenfabrik gab späterhin den Bau von Dampfmaschinen auf und baut jetzt vor allem Dieselmotoren und Buchdruckmaschinen. Mit ihnen gelangten Augsburger Ingenieure und Monteure in die ganze Welt. Die sehr geistige Entstehungsgeschichte des Dieselmotors harmonisiert hübsch mit der Geistigkeit der Druckmaschine, und beide wurzeln auf mannigfache Weise in dem bürgerlichen und gewerblichen Humus der alten schwäbischen Reichsstadt, die zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Königlich-Bayerisch wurde und bayerisch geblieben ist. Die industriellen Lorbeeren Bayerns teilt sie vor allem mit der anderen alten Reichsstadt Nürnberg, deren Maschinenbaugesellschaft Nürnberg sich 1898 mit der Maschinenfabrik Augsburg vereinigte, was im N der Buchstaben MAN zum Ausdruck kommt.

Jedenfalls ist Augsburg seit der letzten Jahrhundertwende immer mehr auch eine Stadt des Dieselmotors geworden. Kraft aus heißestem Feuer in hochverdichteter reiner Luft hat stolz die Führung vor dem Wasser angetreten, und Zustand und Geschichte Augsburgs sind seitdem in Krieg und Frieden, Zerstörung und Wiederaufbau von dieser Verbrennungskraftmaschine mitgeprägt. Tausende von wackeren Arbeitern, die mit eigentümlichem, alt-augsburgischem Einschlag ihr Schwäbisch sprechen, haben sich an der Entwicklung des Motors beteiligt, und zahllose Augsburger Motoren arbeiten in aller Welt in ortsfesten Anlagen, Seeschiffen, Fahrzeugen aller Art. Oft lag während der beiden Weltkriege ein eigentümlich vibrierendes Gedröhne über der Stadt, weil in großer Zahl riesige Motoren mit hohen Drehzahlen ausprobiert wurden. In die altgewerblichen Gerüche der Lohgerbereien, Mühlwässer, Webereien, Metzgereien, Bäckereien mischt sich für den Augsburger der Maschinenindustrie der Geruch der mannigfachen Arten von Dieselöl. Zwar die schweren Lastwagenmotoren puffen ihre Gase allerorts in die Straßen Deutschlands, aber für Augsburg bedeutet dieser Geruch doch das gleiche wie für den Münchener die Schwaden des Brauhauses, den Hamburger der Schiffsteer, den Bochumer das Hochofengas.

Der von Augsburg ausgehende Motor hat auf die erstaunlichste Weise das technische, wirtschaftliche und auch politische Leben der ganzen Welt beeinflußt, und die ganze Welt hat vor dieser Augsburger Leistung auch heute noch eine sonst selten gewordene einmütige Achtung.

Der Dieselmotor, so könnte man sagen, gehört heute zum Wesen, zur geistigen Struktur der Stadt Augsburg. Nicht nur hat sie ihn vor über einem halben Jahrhundert hervorgebracht, sie hat ihn in tausenderlei Gestalt zu hoher Vollendung führen helfen, und sie hat in Schicksalsgemeinschaft mit ihm die beiden größten Kriege der Weltgeschichte überstanden. Überstanden — wie steht es damit? Nun, nach dem großen Angriff sagten die Augsburger, ihr Städtle sei untergegangen. Aber danach sind viele andere deutsche Städte so zerstört worden, daß Augsburg unserem an Ruinen gewöhnten Auge Trostreiches bietet, und so glauben wir es rascher wieder auferstehen zu sehen als ein Köln, ein Dresden, ein Würzburg. Was heißt überhaupt Untergang? Unsere Generation hat eine ganz neue, höchst erstaunliche Erfahrung gewonnen. Hätte man die fast völlige Zerstörung einiger unserer Städte vorausgesehen, so würde man wohl prophezeit haben, daß ihre Auferstehung unmöglich sei. Aber siehe da, wir haben entdeckt, daß es in der Tat so etwas gibt wie eine geistige Struktur der Städte, einen realen Städtegeist, der ebenso vom genius loci wie von den Bewohnern getragen wird. Sie haben ihre Stadt in ihrer Seele, und so gewinnt die Stadt auch wieder ihren Leib.

Die Türme von St. Ulrich
Photo S. Rostra



ERHART KÄSTNER

DIE HEIMKEHR

Wenn wir nur erst gewußt hätten, wie es wirklich aussah daheim! Aber wir waren noch ein Jahr nach dem Ende des Krieges ohne Post, in Afrika, mitten in der grauweißen Wüste, und als dann endlich die ersten Nachrichten kamen, waren es nur die kleinen, rotbedruckten Formulare des Roten Kreuzes, auf die nur fünfundzwanzig abgezählte Wörter geschrieben werden durften; daraus war natürlich kein Bild zu gewinnen. Dann, in den ersten Briefen, gab es andere Sorgen.

So lag mir vor allem eine Briefzeile im Sinn, die nach der Unglücksnacht vom Februar 1944 neben vielen schrecklichen Einzelheiten über die Heimatstadt das Urteil sprach: „Augsburgs Innenstadt ist verloren und wird nie wieder zum Leben erweckt werden können." Das war nicht mit dem Willen zur Übertreibung gesagt. Es war damals die herrschende Meinung.

Nun also kam ich, zweieinhalb Jahre nach dem Ende des Krieges, wieder nach Hause. Fünf Jahre hatte ich die Heimat, sieben Jahre die Vaterstadt nicht mehr gesehen. Ich kannte überhaupt noch keine zerstörte Stadt. Im Jahre 1942, als ich zum letztenmal in Deutschland gewesen war, war in Berlin noch kaum irgend etwas zerstört; München, Dresden, Wien und der ganze kostbare Schatz der kleineren Städte war noch völlig erhalten, und von den damals angegriffenen Städten des Westens hatte ich nichts zu sehen bekommen.

Es ist sehr merkwürdig, ein wie hinfälliges Mittel die Einbildungskraft ist. Wohl hatten wir viele Abbildungen aus dem zerstörten Deutschland in illustrierten Zeitschriften gesehen; amerikanische und englische Blätter, die uns erreichten, gaben sich Mühe, der neugierigen Welt eine Vorstellung zu geben, wie es in dem verfluchten, sphinxhaften Lande nun aussehen mußte. Es waren meistens Aufnahmen aus der Luft und man konnte mit diesen Bildern gar nichts anfangen. Danach war völlig rätselhaft, wieso in Berlin noch immer drei Millionen Menschen leben sollten — wo nur, um Himmels willen, da doch die Doppelseiten dieser Luftbilder nichts zeigten als zehntausend wimmelnde, winzige Häuserruinen? Und beinahe noch unzulänglicher war es mit den Zeitungsberichten. Sie waren meist von ausländischen Berichterstattern für ausländische Blätter verfaßt und gaben Einzelheiten, aber kein Bild. Es erwies sich: die es selber erlebt hatten, denen waren die Zungen gelähmt. Die es aber nicht miterlebt hatten, deren Worte waren zu anders und schwach, um das Unglück zu schildern. Es ist nicht auszudenken, welche Weltmacht die Phantasielosigkeit ist. Sie ist eine der unabsehbar unheilstiftenden Mächte im schrecklichen Ablauf der Menschheitsgeschichte.

So fuhr ich denn also in einer Märznacht nach Augsburg, nach Haus. Ich hatte so gut wie noch nichts von Deutschland wiedergesehen. Nachts hatten wir in Cuxhaven den Boden des unglücklichen Vaterlandes betreten, nachts waren wir durch Hamburg gefahren. Weder Hannover noch Kassel hatten wir zu Gesicht bekommen. Der Blick über Würzburg vom fahrenden Zug und vom Bahnhof aus war der erste Anblick einer deutschen Stadt nach diesem Krieg. Es war furchtbar. So hatten wir uns die deutschen Städte in unseren schlimmsten Angstträumen gedacht. Und so war es also.

Das lag nun alles schon ein paar Tage zurück. Das neue Leben begann für jeden von uns, als wir, zum erstenmal seit wie unausdenkbar endloser Zeit, nicht auf befohlenen, sondern eigenen, freigewählten Wegen gingen. Für mich hieß das, von Dachau über München nach Augsburg zu fahren.

Es war tief in der Nacht, als der Zug in Augsburg einfuhr. Der Bahnhof war zu meiner Überraschung leidlich im Stande. Der Mann an der Sperre, dem ich statt einer Fahrkarte meine Freiheitspapiere vorwies, nickte, klopfte mit dem Griff seiner Zange aufs Holz, sah mich an und sagte: „So, nachher simmer also drhoim." Es war der Gruß meiner Vaterstadt. Immerhin, er fiel mir ins Herz.

Die nächsten Minuten konnten alles Mögliche bringen; den Anblick eines verwüsteten Viertels, eine trostlose Anhäufung von Trümmern, jedenfalls den ersten Anblick der Stadt. Ich trat auf den Platz vor dem Bahnhof hinaus. Viele Male hatte ich diesen Platz bedachtsam wiedergesehen, viele Male war ich hierhin, in langen Abständen nach vieljährigen Pausen, wiedergekommen. Und immer hatte er ein anderes Aussehen gehabt. Wenn ich von den größeren Städten zurückkam, schien er lächerlich klein geworden und war fühlbar entzaubert, wenn ich aus dem Auslande kam, strahlte er Heimat und

Geborgenheit aus und schien mir zu sagen: Heimat ist's doch. Diesmal war es das demütigste Mal. Ich war bereit, für alles auf den Knien zu danken, was sich noch einigermaßen aufrechterhielt und sich Mühe gab, den Zeiten zu trotzen.

Nun also, immerhin: der Platz war noch da. Er lag in der märzlich kühlen, nebligen, pflastertrockenen Nacht und war vom bläulich elektrischen Licht der Bogenlampen erhellt. Das also gab es schon wieder in Deutschland: erleuchtete Plätze. Meine letzte Erinnerung war stockfinsteres Dunkel. Es waren nur wenige Menschen zu sehen. Oder doch: da saßen sie ja auf den Bänken, Schlafende, und da, auf den Asphalten des Bahnhofsvorplatzes saßen und lagen sie schlafend, ein Bild des maßlos überfüllten Landes, des Landes der Obdachlosen, die voll Unrast von Ort zu Ort zogen.

Der Bahnhof, dessen Stadtseite ich rückblickend sah, war offenbar heil. Nur das Postgebäude drüben war verschwunden. Ich ging hin und sah es mir an. Ich hatte keinerlei Eile. Hatte es sieben Jahre Zeit gehabt, so hatte es wohl auch noch eine Stunde.

So ging ich die Straße nach dem Stadtinnern entlang, an dem langgestreckten Getreidespeicher vorbei, der die Schranne heißt. Dann aber vermied ich den geradlinigen Weg, der durch die neuere und breite Hallstraße führt, und wählte den anderen, durch die engen, altstädtischen Gassen am Katharinenkloster vorbei. Nun freilich reihten sich Trümmer an Trümmer. Das also waren sie, von denen wir so viel gehört und gelesen hatten und die wir uns im ganzen nicht hatten vorstellen können. Ja natürlich, so war es, so mußten sie aussehen, wieso eigentlich hatte man sich vergeblich um diese Vorstellung gemüht? Da war eben ein Schuttberg und nebendran eine ausgebrannte Ruine und dann wieder ein gerettetes Haus. Es war nicht so schlimm wie die schlimmsten Befürchtungen und nicht so gnädig, wie man es insgeheim hoffte. Es war eben, wie das Eintreffende meistens ist: so halben Weges zwischen drin. Alles war dunkel, menschenöde und leer. Nur mein eigener hallender Schritt. Durch riesige Häuserwände, Fassaden, hinter denen einst Handwerkerstolz, Kaufmannsreichtum und Lebenssicherheit war, war nun nichts mehr. Da schien nur der sich wiegende Mond.

Trümmer im Herzen der Stadt Photo S. Rostra



Es verbot sich gründlich, solchen Anblicken, Mond und ziehenden Wolken über Ruinen, ein Schönheitsmoment abzugewinnen. Ruinen findet nur schön, wer gut wohnt, in einem warmen, sicheren, wohleingerichteten Haus.

Merkwürdig oft hatte es in Briefen von daher und dorther geheißen: „An die Trümmer, an die Ruinen gewöhnt man sich.“ Das war trostreich gemeint, aber es hatte mich eher erschreckt. Was mußte aus den Menschen geworden sein, wenn sie sich an den Anblick des Schönen in Trümmern gewöhnten? Ich war entschlossen, mich nicht daran zu gewöhnen. War es nicht eine List der Unmenschlichkeit, daß sich die Menschen an sie gewöhnten? Im Krieg gewöhnten sie sich ja sogar an den Mord.

Ich hatte nun die Gasse erreicht, die auf die berühmte Hauptstraße der mittelalterlichen Stadt, die Maximilianstraße, hinausführt und kam da an dem Hause vorbei, in dem einst der Buchdrucker des Kaisers Maximilian, der Meister des prächtigen Theuerdank wohnte. Das alte Haus stand noch. Aber dann kamen Trümmer. Im Halbdunkel erkannte ich, daß offenbar ein ganzer Häuserblock fehlte, so daß man ohne weiteres zu dem berühmten Gasthof „Drei Mohren“ durchsah, der schon an der Maximilianstraße lag. Aber auch der schien verbrannt zu sein, ich sah ein unübersichtliches Gewirr von hochragenden Mauern, zusammengesunkenen Eisenträgern und Schutt. Die andere Seite der Gasse aber war erhalten; ich ging an der großartig langen Seitenfront des barocken Palastes entlang, den sich einst der Bankier Liebert erbaute und der jetzt nach der Familie Schäzler benannt wird, eines Bürgerhauses von unerhörter innerer Pracht. Er schien erhalten zu sein, und das war mir wie ein Geschenk, dessen bereichernden Zuwachs man spürt.

Nie, niemals zuvor hatte ich das Römische so stark an Augsburg empfunden wie bei diesem nächtlichen Gang. Es war dasselbe Hallen in den Gassen, dasselbe milde Überdauern des Steins, dieselbe

St. Ulrich vom Südosten Photo H. Engelmann



Wärme der Wände, über deren Pracht viel Vergangenheit floß. Wie in Rom waren selbst noch die Trümmer erhaben.
Aber ich wußte nicht: welchen Anblick würden mir die nächsten Minuten, die nächsten Schritte gewähren, wenn ich jetzt auf die fürstliche Breite der Maximilianstraße, Augsburgs Inbegriff, trat? Waren die alten Häuser, die geschwungenen Giebel, die hohen Dächer dahin und an ihrer Stelle nur Trümmer? Und droben, das Münster St. Ulrich, von dessen Höhe die Straße der Kaiser herabfloß, würde ich es in den nächsten Augenblicken im Mondlicht erblicken? In der anderen Richtung des Straßenzuges: die grüngekuppelten Türme des Rathauses von Elias Holl, das wußte ich, würde ich nicht mehr sehen, denn die Nachricht, daß dieses großartige Bauwerk der Renaissance verbrannt war, war durch die ausländischen Blätter gegangen. Und was war mit dem schlanken Stadtturm, dem Perlach, dem ersten Angruß Italiens nördlich der Alpen? In irgend einem Briefe las man, es werde demnächst gesprengt. Und die grünen Spitzen des Doms? Zwei Schritte, und ich würde es wissen. So trat ich denn in Gottes Namen hinaus.



Die Maximilianstraße

Photo Städt. Bauverwaltung

So ist es manchmal in Träumen. Wie man in diesen bei aller Klarsicht in irgendeinem tiefen Grund weiß, daß man nur träumt, so war jetzt eine Art Mißtrauen in mir: ob es echt war, was ich da sah? Sankt Ulrich zu Häupten: noch da. Die alte, ehrwürdige Straße, sie war immerhin da, dies Heimatbild. Sie hatte es überdauert, standgehalten dem Sturm, und ihre Kraft triumphierte über die Wunden, die hier und dort waren.
Der alte Herkulesbrunnen stand vor mir in der Straßenmitte, wie immer im Winter in ein Brettergehäuse verschalt. Also waren die schönen Bronzefiguren wahrscheinlich gerettet und warteten irgendwo, bis man sie wieder aufstellen konnte. Zwischen

dem Brunnen und Sankt Ulrich lag unser Haus. Ich tastete mich mit den Augen die Straßenseite entlang, bis ich es hatte. Links und rechts alle Nachbarschaft, lauter vierhundert Jahre alte Häuser, schienen noch heil. In den dunklen Fenstern mit den nach außen gebuckelten Scheiben spiegelte sich der Mond.

Freilich, wie ich nun genauer hinsah, waren es manchmal da und dort nur noch Fassaden und an einzelnen Stellen war gar nichts mehr, nur eine Lücke und Schutt. Aber es war wie in Rom: teilweises Versinken, Zerstörung war überspielt von einer innewohnenden Kraft, die stärker war und von der man hoffen konnte, daß sie das Fehlende überwuchs. Wahrscheinlich waren an anderen unglücklichen Orten die Wunden zu stark und hatten die Lebenskraft selber getroffen. Hier aber war es offenbar gnädig gewesen.

Immer noch ließ ich mir Zeit. In der Mitte der stillwartenden Straße setzte ich mich auf meinen Koffer aus Holz. Hier begann mein Zuhausesein. Nie war ich so sehr zu Hause in dieser Stadt, wie in diesem Moment. Ich war wie beschenkt.

*

Im Lauf der nächsten Tage sah ich genauer, was verloren war und was vermocht hatte, sich durchzuretten. Es waren freilich gewaltige Schäden, gewaltig nicht nur der Menge und der Zahl der Wohnhäuser nach, auch viel kostbare und berühmte Bauwerke. Die Barfüßerkirche war eingestürzt, nur das hohe gotische Chor war noch stehengeblieben und ragte nun wie der phantastische Kiel eines Schiffs, das gestrandet und umgestürzt ist, über das Trümmermeer der unteren Stadt zur oberen hinauf. St. Moritz in der Mitte der Stadt war ausgebrannt und auch die schöne gotische, barock ausgeschmückte Kirche vom Heiligen Kreuz. Berühmte Zunfthäuser und Bürgerhäuser, gefüllt mit Handwerksgut, mit schönen Treppenaufgängen und Türen, waren dahin, unersetzbar verlorene Würde der Stadt. Und so vieles, vieles. Ein ganzes altes Viertel, nicht im inneren, oberen Teile der Stadt, sondern die Vorstadt St. Jakob, die drunten liegt, wo die Kanäle vom Lech her fließen, lag so in Trümmern, wie wir das uns in der Ferne als allgemeines Bild schaudernd ausgemalt hatten: so daß man die Straßenzüge nicht mehr erkannte, durch die man einst so oft gegangen war.

Lang war also die Liste des Verlorenen. Aber, gottlob, auch die Liste des Erhaltenen war lang. Oftmals, wenn ich durch die Straßen der alten Stadt ging und nicht wußte, was die nächste Biegung, die nächste sich öffnende Lücke mir darbieten werde, hatte ich Grund, aufzuatmen und zu sagen: Gott sei Dank, dies war verschont. Und es waren die bedeutendsten Dinge, die noch da waren. Augsburg hatte Glück im Unglück gehabt, während so viele andere Städte auch noch besonderes Unglück im allgemeinen Unglück gehabt hatten und gerade ihr Schönstes und Kostbarstes verloren; oft stand dann daneben das Bedeutungslose oder Häßliche unversehrt da. In Augsburg war immerhin das Schönste, das, was nicht nur Besitz des Vaterlandes, sondern des Abendlandes ist, das, woran jeder denkt, wenn er den Namen Augsburg ausspricht: das war und ist glücklich erhalten. Wenn ich meiner Freude darüber Ausdruck gab, stieß ich seltsamerweise fast immer auf ein Befremden: man hatte sich an den Besitz des Erhaltenen schon wieder völlig gewöhnt, nahm es für selbstverständlich und richtete den Blick allein aufs Verlorene. Mir, der ich aus solcher Ferne und Öde kam, war alles von neuem geschenkt.

Mit Bangen ging ich die Maximilianstraße hinab zum Rathaus Elias Holls. Was würde ich sehen? War es zusammengestürzt? War nichts mehr übrig davon als nur ein Schutthaufen, wie von der Frauenkirche in Dresden, von der man mir ein Bild gesandt hatte, das mich bis in die Träume verfolgte? Oder war es nur ausgebrannt? Und was hieß das wiederum? Ließ sich das Stehengebliebene retten?

Ich kam und ich sah: die Fassade, deren Bild jedermann kennt und im Herzen trägt: sie bestand. Sie erhob sich immerhin noch, im alten Stolz, wenn auch geschändet. Bis zur Giebelbekrönung, bis zu dem Pinienapfel, der als Wahrzeichen da oben steht, hatte der Stein sich gehalten. Die grüne Kupferbedachung der beiden Türme war natürlich verbrannt, und die aus den Fenstern schlagenden Flammen hatten der Haut des Gebäudes eine seltsame, rostig-terrakottene Farbe gegeben. Dies und die Leere der Fensterhöhlen gaben dem Bauwerk das Tragische eines geöffneten, klagenden Mundes. Aber von seiner Größe hatte das Unglück dem Bauwerk nichts genommen.

Freilich, der berühmte Goldene Saal, das kostbare Denkmal der alten Augsburger Pracht, war dahin: wo er gewesen war, sah man durch die leeren Fenster ins Blaue des Himmels hinauf. Aber wie ich das große Bauwerk umging, sah ich, daß auch die rückwärtige Ansicht nach dem zwei Stockwerke tiefer liegenden Platz, die noch überraschender und fast noch großartiger als die vordere ist, unversehrt war. Und als ich ins Innere blickte, sah ich, daß die kreuzgewölbte Erdgeschoßhalle dem Zusammenbruch der Herrlichkeit über ihr tapfer ertragen hatte und stand.

So vermischte sich Schmerz und Erleichterung, Verlieren und Finden. Ich hatte Schlimmeres gefürchtet und Besseres erhofft. Im ganzen aber war das Gültige, Wesentliche des Bauwerks erhalten geblieben. Und was mich darüber hinaus erleichterte und beglückte: es waren Gerüste zu sehen. Man begann das mächtige Dach wieder über das große Gehäuse zu legen. Man war also nicht untätig erstarrt. Es waren also Heilkräfte am Werk, die Wunden zu schließen. Das war eigentlich das Beste von allem.

Und so war St. Ulrich heil und der Dom, das herrliche Zeughaus mit dem großen bronzenen Michael, die Stadtmetzg, das alte Gymnasium St. Anna und alle alten Tore und Brunnen. Hundert Meter bis vor den Dom ging eine Zerstörungswelle, der die größten Häuser zum Opfer fielen; der

Rathaus und Perlach

Photo Städt. Bauverwaltung



Dom selber aber mit all seinen Schätzen blieb heil. Ja, es gab Stellen, an denen hatte ganz ohne Zweifel bei allem Unglück das Stadtbild gewonnen. Das großartige Westchor von St. Ulrich mit der schönen gotischen Jahreszahl hatte fast niemand vorher gekannt; jetzt war in der engen Gasse eine Baulücke entstanden, in die fast bestürzend steil die Münsterwand trat. Der Dom war aus der Stadtmitte heraus jetzt auf einmal von den verschiedensten Stellen zu sehen, auf einmal war sein Name, „der Hohe Dom", mit neuem Inhalt erfüllt. Aus seiner eigentlichen Zugangsstraße heraus hatte man ihn bisher fast gar nicht erblickt, nicht etwa, weil sie zu eng war, aber sie war im vorigen Jahrhundert der Maßlosigkeit mit besonders häßlichen, vielstöckig hohen Stadthäusern bebaut. Jetzt war eine Chance, auf den Hohen Dom mit bescheideneren Häusern, die er überragen würde wie einst, vorzubereiten.

Es wäre unsinnig, die Verluste der Stadt verkleinern zu wollen, die herrliche Stadt ist gewaltig geschwächt, der alte Bürgerbesitz, der seit langem nur noch um seine notdürftige Erhaltung kämpft, ist um ein weiteres Mal verringert. Aber Leben heißt nun einmal verlieren, und lang leben heißt vieles verlieren. Die Gefahr, zu verzweifeln, ist größer als die Gefahr, durch Beraubung unglücklich zu werden. Man hat nie lebendig besessen, was man nicht zu verlieren vermag. Denn das Lebendige verläßt uns, wir müssen es wissen. Man kann nicht damit rechnen, daß Gebautes ewig besteht, aber man muß damit rechnen, daß es, solang es besteht und den Anspruch erhebt, lebendig besessen zu werden, von dem Geist erfüllt ist, der es erzeugt hat, so daß er es auch wieder zu erzeugen vermag. In dem Moment, wo man in alten Bauten nichts als die alten Denkmäler sieht, sind sie, auch wenn sie noch aufrecht stehen, schon zur Hälfte verloren. Man sehe in ihnen die einstige Modernität, das große Denken, das einstige Wagen, das Neue! Man sehe Wagemut, Bewußtsein eigener Würde und Heimatliebe vereint mit Weltbürgertum, mit dem Blick über die engen Mauern hinaus! Hieraus entsprang das Bedürfnis, sich große Bauten als Denkmäler zu setzen. Wäre der Geist wirklich entflohen, so würde es freilich nichts nützen, um die alten Denkmäler zu trauern, oder sich um ihre Rettung zu mühen. Dann aber wäre mit dem eigenen Stolz die eigene Zukunft verloren.

Später, als ich mehrere deutsche Städte in Trümmern wiedersah, machte ich eine seltsame Erfahrung, die ich mir nie hätte einfallen lassen: die Trümmer jeder einzelnen Stadt sagten anderes aus. Die

Der Goldene Saal Photo Städt. Kunstsammlungen



Trümmer Berlins waren häßlich, wie es die Stadt vor der Zerstörung auch war, aber sie hatten den Charakter der Millionenstadt am wenigsten zu verändern vermocht. Berlin war faszinierend und lebendig wie je. München hingegen schien es viel schwerer getroffen zu haben, nicht in der Menge, aber in der Substanz. Die breiten, phäakischen Straßen mit den Gebäuden, die so sehr auf ihr Ansehen bedacht waren: den halben Zerfall ertrugen sie nicht. Nürnberg, viel zusammengedrängter und schon deshalb viel stärker als München zerstört, hatte sich gleichwohl in all seiner Verwüstung viel von seiner Größe bewahrt. Das Verspielte war fort. Noch anders war es mit Dresden. Die ganz aus lieblicher Schönheit, aus Grazie geborene Stadt war am furchtbarsten von allen zerstört. Aber selbst durch die Trostlosigkeit dieser Trümmer drang noch die frühere Lieblichkeit durch. Ziegelmauern ragten rosa empor, barocke Bauteile schwangen sich klagend dahin. Die Stadt war wie ihr eigenes Grab. Aber es war überblüht.



Rückseite des Hollschen Rathauses

Photo Städt. Bauverwaltung

Im Vergleich zu all diesen Städten war Augsburg viel weniger unglücklich daran. Sein Vorrat an alten kraftvollen Bauten war groß und Vieles, Wesentliches erhalten. War etwas zu einem Teile zerstört, so hatte es meistens in seiner Ausdruckskraft wenig gelitten; dieses Uralte hatte schon viele Male der Zerstörung, dem Untergang ins Auge gesehen. War nicht ohnehin alles mit Vergangenheit und Geschichte beladen? War nicht der Dom das achte oder neunte Bauwerk über immer derselben Stelle? Immer hatte man über Untergängen gebaut, hier war das nichts Neues. Und sah man nicht überall schon Gerüste, war nicht der regsame schwäbische Geist noch am Werk? Immer war vom Alten noch genug da, sich das Maß des alten, tapferen, großzügigen Geistes der Stadt, wenn man wollte, von neuem zu nehmen.



WALTER HENKELS

NACH DER WALPURGISNACHT

„Der Teufel bläst seinen Dudelsack und die Welt tanzt dazu, darum gebären die Zeiten nichts Gutes. Das Licht wandelt nach Amerika, und ich fürchte, nach etwa hundert Jahren wird man von dort nach Europa reisen, um die Trümmer der ehemaligen Herrlichkeit zu sehen, wie wir jetzt nach Griechenland und dem Orient reisen." Wer eine Schwäche für solche Worte hat, kann es nachlesen bei dem Schwaben Justinus Kerner, geschrieben im Jahre 1847.

Ist es so weit? Es ist so weit!

Durch die obere Maximilianstraße in Augsburg kommt in mäßigem Tempo der schimmernde, dunkelblaue Stromlinien-Studebaker, zwölf Zylinder, verhält hier eine Weile und dort eine Weile, ein Menschenpaar sitzt darinnen mit dunklen Sonnenbrillen, und es sind, wie man ohne große Phantasie sehen kann, die „von drüben", vielleicht aus Oklahoma oder Arkansas, Virginia oder Texas. Sie wollen die Trümmer der ehemaligen Herrlichkeit sehen. Und wenn man noch ein wenig durch die Stadt geht, dann sieht man — was auch zur „Optik" dieses Nachkriegs gehört — ihre Clubs, CADET für die Offiziere, RED CROSS, SNACK-BAR UND SODA FONTAIN für die anderen.

Dieses Augsburg, einst „die goldene Stadt" schlechthin — golden durch den unheimlichen Reichtum seiner Kaufleute, golden durch die Schreibstube seines größten Handelsherrn und golden durch die Pracht seiner Kunstschätze — hat genau am Tage der heiligen Walpurgis, am 25. Februar 1944 nämlich, seinen Bombentag gehabt. Der Oberbürgermeister, der gerne die Großen beschwört, zitierte vier Jahre später, als der Stadtrat einstimmig beschloß, „diesen Tag zum alljährlichen Gedenktag zu erheben", sehr treffend Faustens und Mephistos Dialog in der Walpurgisnacht:

> Mit welchen Schlägen trifft sie meinen Nacken. —
> Wie rast die Windsbraut durch die Luft !

sagt Faust. Und Mephisto:

> Und durch die übertrümmerten Klüfte
> Zischen und heulen die Lüfte,
> Hörst du die Stimmen in der Höhe?
> In der Ferne, in der Nähe?
> Ja, die ganze Stadt entlang
> Strömt ein wütender Zaubergesang.

Es war, für die goldene Stadt, eine exemplarische Walpurgisnacht, und der Stadtchronist hat in Zahlen festgehalten, was bei zwei Angriffen an einem Tage auf sie niedersauste: 2450 Sprengbomben, 45000 Phosphorbomben, 1200 Flüssigkeitsbomben, 250000 Stabbrandbomben, 10 Blitzlichtbomben, 20 Leuchtbomben, 4 Zielmarkierungsbomben, die letzteren, wenn wir uns erinnern wollen, schön und bildhaft „Christbäume" genannt. Am schwersten wurde das Krankenhausviertel, dann das Jakoberviertel und die Innenstadt bis zum Dom getroffen.

In einer nahezu zweitausendjährigen Geschichte hatte die Stadt eine solche Zerstörung noch nicht erlebt, obwohl sie besser davonkam als zum Beispiel Würzburg und Nürnberg. In Schutt und Asche sanken das Welserhaus, das Höchstetterhaus, das Weidenbachhaus, das Fuggerschlößchen (Konservatorium), das Schaurhaus, das Kröll- und Hillhaus, das Kutscher- und Gehrhaus und die Jakobskirche. Vollkommen ausgebrannt waren Elias Holls berühmtes Rathaus, der Perlachturm und das Hotel „Drei Mohren"; ausgebrannt die Moritz-, die Barfüßer-, die Heilige-Kreuz-, die St.-Stephan- und die Maxkirche, das Stadttheater, das Jakobertor und zum Teil die Fuggerei, ungezählte herrliche Bürgerhäuser dazu. Es war wohl wie ein böser Aphorismus, wie ein höhnischer, schauriger, absurder Nekrolog, als am Tage danach an einem Lichtspieltheater der Film angepriesen wurde: „Zum Leben verurteilt". Oder war es das große Komische, was hier waltete? Es war schon eine echte und rechte Walpurgisnacht gewesen, die da herniedergekommen war.

Ja, auch des Elias Holl Rathaus war ausgebrannt, jenes faszinierende Bauwerk, das man erblickt, wenn man die Bürgermeister-Fischer-Straße bis zu der Stelle geht, wo untere und obere Maximilianstraße sich scheiden. Auch jener Studebaker-Zwölfzylinder stoppte. Auch seine beiden Insassen, wer weiß es, fühlten womöglich die mächtige, raumverdrängende Masse, die zwar mit Baugerüsten umkleidet war, aber die Wucht des Gebäudes doch ahnen läßt. Trotz der Gerüste sieht man die vom Schatten dreier Gesimse gefurchte, von Rustika-Ecken, Lisenen und Fensterbrauen beschattete Stirnseite, darüber den schmalen, aber doch beträchtlichen Oberbau. Der

Die Peter-Kötzer-Gasse
Photo S. Rostra

Goldene Saal, Ausdruck von Augsburgs stolzester und selbstbewußtester Zeit, ist ausgebrannt und nur noch das Revier der Bauingenieure und Maurerpoliere. Im Erdgeschoß hat die städtische Bauverwaltung mit einigen Büros Quartier genommen. Wie eine zweite Fermate in diesem Straßenbild steht der Perlachturm daneben, dessen ausgebrannter Glockenstuhl auch von Holl gebaut wurde. Beruhigend, daß seit Ende 1947 die uralte Wetterfahne, die Cisa, die Turmkuppel wieder krönt, daß man dabei ist, das Uhrwerk wieder einzubauen; und auch die „Sieben Lädle" am Fuße des Turmes werden bald wieder komplett sein. Auch der Erzengel Michael, hierorts das Turamichele genannt, wird dem Drachen bald wieder die vorgeschriebenen Stöße versetzen. Glieder und Zunge bewegt dann die Satansdrachen wieder, wenn das Turamichele und der Stundenschlag es wollen.

Unversehens sind wir, scheinbar mit Geschichte beschäftigt, ins Schaezler-Palais geraten, wo gerade Augsburgs Stadtrat tagt. Und hier nun wieder ist prallste Gegenwart. Hier, in diesem bedeutendsten Saal der außerhöfischen Profanarchitektur des ganzen süddeutschen Rokoko, hat der Stadtrat vorläufig sein Refugium gefunden. Wer sich hierhinein, in diesen Spiegelsaal mit seinen exotischen Bildern, seinem venezianischen Lüster und dem Stuck-Zierat ein paar Bilder aus Augsburgs Geschichte komponieren will, dem bleibt es unbenommen. Wir wollen die Bombensplitter und -kratzer an Wänden und Decken gerne übersehen. In diesem Festsaal werden wohl manche rauschenden Bälle über die Szene gegangen sein. Als delikates historisches Aperçu registriert der Oberbürgermeister noch einmal in seiner Stadtratsbegrüßung den Ball zu Ehren der Erzherzogin Maria Antoinette, Posthuma der Kaiserin Maria Theresia, die auf ihrer Brautfahrt zum französischen Königshof in Augsburg Station machte. Aber das arme Kind, die Braut, man bedenke, die Maria Antoinette, war erst vierzehneinhalb Jahre alt.

Nun wohl, niemand wird behaupten wollen, Augsburgs Stadträte wüßten sich nicht zu geben. Dort saßen als Ehrengäste die Herren „von drüben", aus Amerika, der Colonel Hector, Direktor der amerikanischen Militärregierung von Schwaben, mit seinem Stab; er saß dort wie sein Namensvetter, der Trojanerheld bei Homer. Und es ist wahr: Die Amerikaner haben schon einen eigenen Kolonialstil entwickelt. Sie hörten sich die Reden des Oberbürgermeisters, des Stadtbaurates und der übrigen Stadträte an, sie sahen sich die junge Demokratie an, die vorwiegend von alten Köpfen repräsentiert wurde. Und man weiß nicht, was hinter den Schläfen des jungen Colonel gedacht wurde.

Wie es sich mit der Beziehung der Stadtgeschichte zur Gegenwart verhält, das besagt ein Gang durch die Stadt, ein Gang durch das alte Augsburg zumal. Es ist eine Welt, die uns da entgegentritt — vieles freilich wurde in jener Walpurgisnacht niedergewalzt —, die Trauer in die Herzen bringt.

Schon die Namen der Straßen und Gassen machen eine originelle und reiche Seite augsburgischer Geschichte aus. Es erhellt schon aus diesen herrlichen Namen, daß die Biographie der Stadt nicht zum geringen Teil von ihnen getragen wird, daß sie viel vom Wesen und Charakter der AUGUSTA VINDELICUM ausmachen. Sie heißen also: Baumgärtleinsgäßchen, Findelgäßchen, Bauerntanzgäßchen, Geist-, Streit-, Kaffee-, Waisen- und Kustosgäßchen, Schleifer-, Doktor- und Paradiesgäßchen, es gibt Kapuziner-, Karmeliter-, Dominikaner- und Heilige-Grab-Gasse. Man kann sich verlaufen in den Saurengreinswinkel, zur Schwibbogenmauer, zum Pfaffenkeller, zum Predigerberg, ins Pfärrle, ins Ölhöfle, zum Gallusbergle und ins Rößlebad, an den Katzenstadel und zu den sieben Kindeln.

Lehrreich sind die Namen der Bürger nicht minder. Sie heißen noch heute Guggemos und Häberle, Schimpfle, Lämmle und Lieblein, Baumgartner, Schneeweiß, Schwinghammer und Schusterzucker, die Hebammen Maria Wohlwend und Euphemie Seitz, die Ärzte Bub, Ey, Sax, Utz und Sixt, die Advokaten Drexel, Hämmerle und Roßteuscher, die Bäcker Gsell, Bürzle und Zengerle, der Kürschner- und Säcklermeister Olof Mauritzson, der Schreinermeister Ludwig Thoma, der Drechslermeister Hilarius Sirsch, der Spenglermeister Vitus Steinhard, der Tapeziermeister Matthäus Sternegger und der Schlossermeister Valentin Ingeduld. Kann ein Zigarrenhändler schöner heißen als Georg Tuffentsammer oder gar Carl Mozart, ein Glasermeister treffender als Josef Wohnlich oder ein Blumenhändler poetischer als Michael Wunderl?

Im wesentlichen besteht auch diese Stadt aus einer Mehrheit von Häusern, Straßen, Zeilen, Blocks und Vierteln. Aber darinnen lebt, hockt, sitzt, wandert, denkt, lenkt, arbeitet, schläft und liebt der Mensch. Darinnen reiben oder ergänzen, bekämpfen oder tolerieren sich die Interessen, die Geister, die Beschäftigungen, die Pflichten und Talente. Kraft eines stillschweigenden Paktes unterhalten die Augsburger zwölf Brauereien. Und was die Gaststätten angeht, so müssen auch hier ein paar Namen genannt werden, die großartig zum Bild der alten Reichsstadt passen. Die „Drei Mohren", die berühmtesten, nannten wir schon. Aber was ist von diesen zu halten: „Posthörndl", „Prügelbräustüberl", „Sieben Brunnen" und „Blaues Krügle", „Bärenwirt" und „Friedenstaube",

„Hinterer Wirt“ und „Grauer Wolf“? Es ist viel davon zu halten, wie jeder zugeben wird.

Und wir wollen hier in Parenthese eine „Speiskarte“ hinzufügen, älteren Datums, selbstverständlich, aber Spezial-Augsburg, und mit zukunftsfreudigen und hoffnungsvollen Gedanken: Ripperl mit Kraut, Kalbsschäuferl mit Kartoffeln, Wammerl mit Linsen, Kalbsbraten mit Spatzerln, Knöcherlsulz.

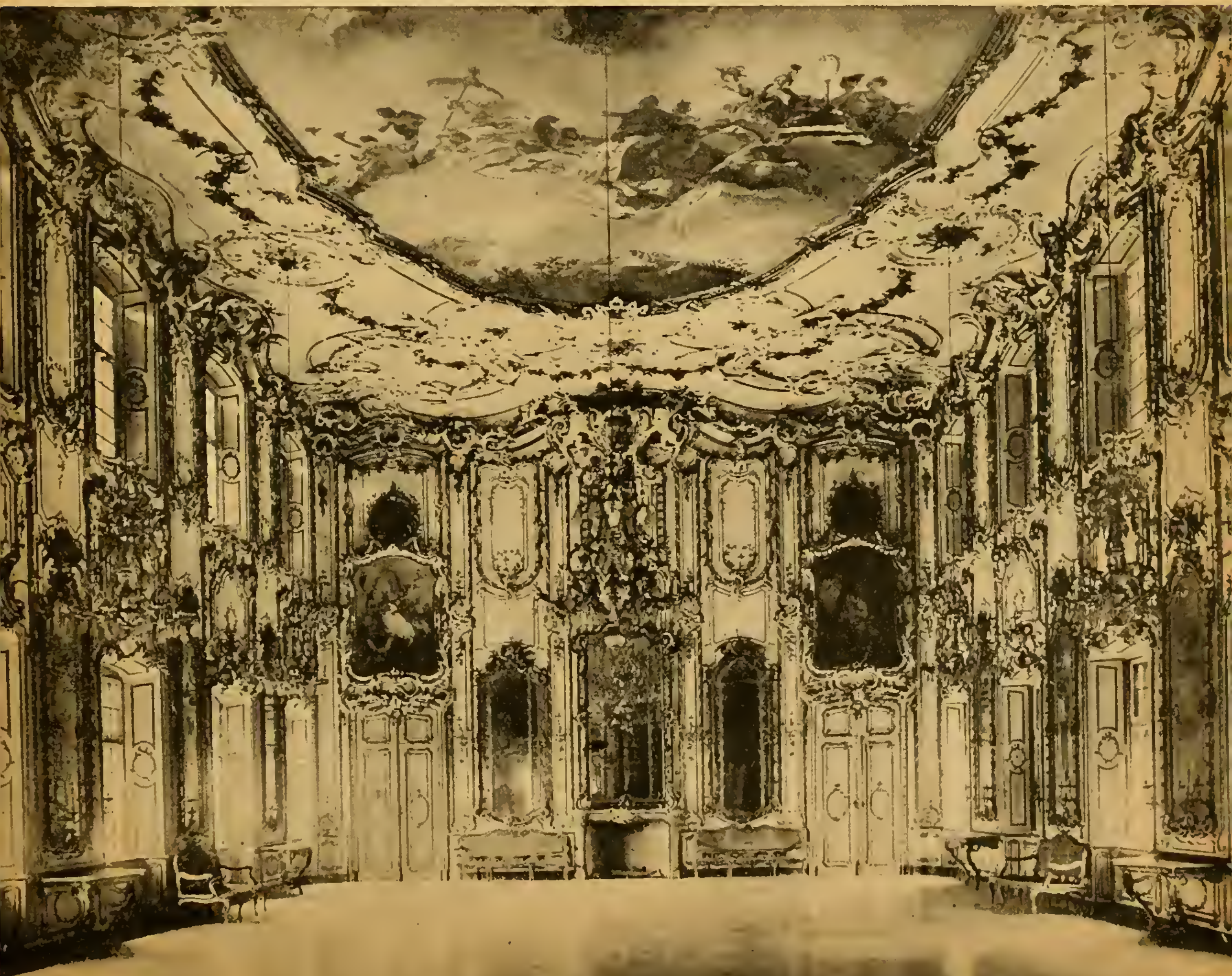
In dieses Bild der Idylle, der Rückwärtsschau, der augsburgischen Gastronomie und Gastromanie nun plötzlich einen Vers solch lapidarer, aber auch eisig brennender Art zu zitieren:

Die Welt ist arm. Der Mensch ist schlecht,
Wer möcht auf Erden nicht ein Paradies?
Doch die Verhältnisse — gestatten sie's?
Nein, sie gestatten's eben nicht! —

das dürfte wohl manchen in dieser Stadt erschrecken. Aber der den Vers schrieb, ist ein echter, aufrüttelnder Dramatiker unserer Zeit. Was denn seine Vaterstadt von ihm halte? fragten wir einen achtbaren, reputierlichen Bürger. Von dem? „Ja mei“, sagte der Mann, „seinen Vater hab' ich gekannt und seinen Bruder hab' ich gekannt. Aber der? Wissen Sie, der hat schon als Junge so verrückte Tierköpfe gesammelt.“ Es bleibt fraglich, ob das Augsburger Theater die „Dreigroschenoper“ (aus der der Vers stammt), „Galilei“, „Mutter Courage“ oder „Die Gewehre der Frau Karrar“ aufgeführt hat oder sich zu seiner Komödie „Herr Puntila und sein Knecht“ — jüngst in Zürich uraufgeführt — entschlösse. Dieser Mann, der über Rußland, Japan, Hollywood nun am Züricher See gelandet ist, in dessen Gesamtwerk keine Naturschilderung zu finden ist, wie er selber einmal äußerte, heißt Bert Brecht. Ob er, wenn es noch stünde, eine Plakette ans Geburtshaus bekäme, einen Ehrenbürgerbrief oder ein Postament mit der Sockelinschrift „Dem großen Sohne“ und den Versen aus seiner „Hauspostille“:

Und dort im Lichte steht Bert Brecht
An einem Hundestein,
Der kriegt kein Wasser, weil man glaubt,
Der müßt im Himmel sein.

Saal im Schaezler-Palais Photo Bruckmann

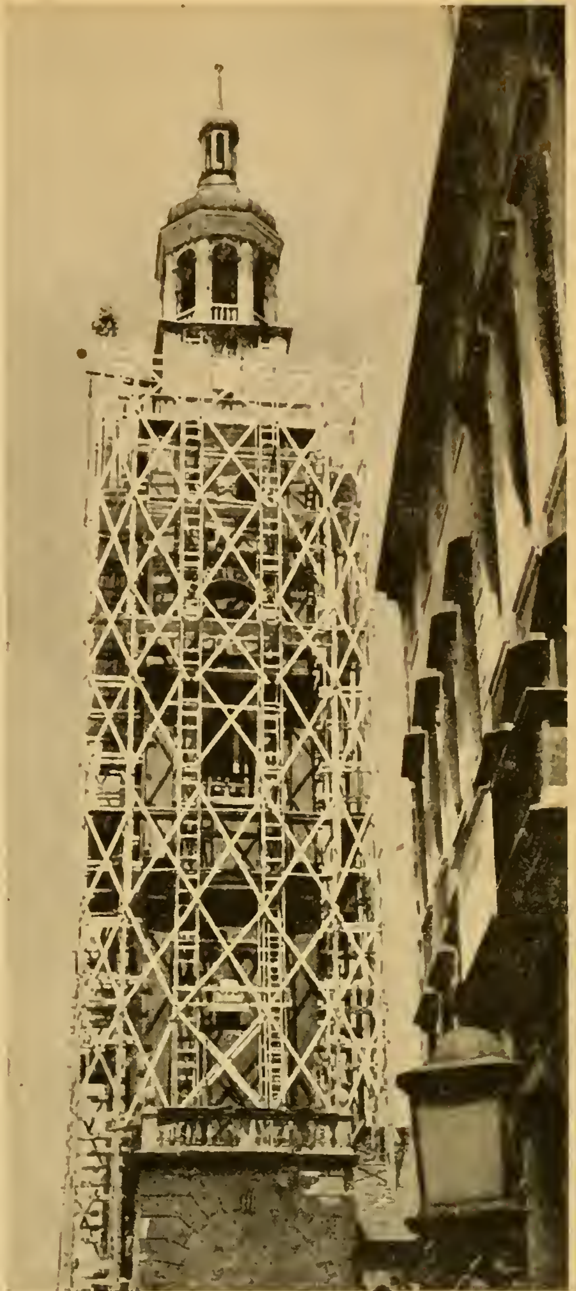




Kennzeichen des heutigen Augsburg — die vielen Gerüste Photo H. Engelmann

Jetzt brennt er in der Höllen.
Oh, weint ihr Brüder mein!
Sonst steht er am Sonntag nachmittag
Immer wieder dort an seinem Hundestein.

Es wird der Wahrheit nahekommen, wenn man sagt, es war Zufall, daß er hier (am 10. Februar 1898) geboren wurde, und die Absicht, ihn, Bert Brecht, den Vaganten, für die Stadt zu reklamieren, würde er vermutlich als falschen Enthusiasmus, wenn nicht als Bauernfängerei ansehen. Jetzt brennt er in der Höllen, oh, weint ihr Brüder mein!
Die Schwaben waren stets Leute, die den Pfennig in Ehren hielten und dem Geld ihre Reverenz erwiesen. Sie sind Realisten, sehen das Nächstgelegene, Greifbare, das Nützliche, und sind kühle, technisch und praktisch urteilende Köpfe. Das war wohl nicht zuletzt der Grund dafür, daß das beginnende Industriezeitalter hier wagemutige und unternehmungsfreudige Männer fand. So ist dieses Augsburg auch — und heute vornehmlich — eine Industriestadt. Obwohl auch die Industrie vom Krieg schwer angeschlagen wurde, obwohl auch hier die Bomben das ihre taten — drei Jahre nach Beendigung des Krieges hatte sie bereits 70 Prozent ihrer Kapazität wieder erreicht. Wie das goldene Augsburg einst eine schöne, edle Perle im Römischen Reich Deutscher Nation gewesen war, so war die Industriestadt Augsburg der beste Steuerzahler der schwäbischen Breiten. MAN („Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg") war das Petschaft für Maschinen, die man in aller Welt fand. Aber auch diese Namen haben Klang landauf, landab: „Mechanische Baumwollspinnerei und -weberei", „Augsburger Kammgarnspinnerei", „Nähfadenfabrik Schürer", „Riedinger-Bronce", „Haindlsche Papierfabrik", „Martini & Co., Bleicherei und Appretur", „Zahnräderfabrik Renk". In den Kontoren sieht man noch die Bilder der Ahnen hängen, mit rechnenden Augen und kühlen Zügen um die Mundpartien. Aber auch die hohen plastischen Stirnen, die wohl von der Weite des geistigen Horizontes zeugen, lassen erkennen, daß das Multiplizieren und Addieren nicht nur so nebenher betrieben wurde, und daß die Augsburger Herren genau wußten, wofür sie ihr Geld ausgaben.
Spricht man mit den Augsburgern, dann hört man wohl mancherlei Meinung. „Meine Herren", sagte der Oberbürgermeister, „wir Schwaben lassen uns nit unterkriegen. Schauen Sie sich unsere Trümmerbeseitigung an; bitte, sagen Sie, wo ischt mehr aufgeräumt als in Augsburg? Augsburg hat seinen bewahrenden Geischt." Der Oberbürgermeister, das müssen wir gestehen, hat recht mit der Trümmerbeseitigung, er hat sehr recht.



Der eingerüstete Perlachturm — Photo Städt. Bauverwaltung

„Das Augsburger Theater", sagte der Mann von den Brettern, „muß auf Kassenerfolg spielen, da wir vom Staat, wollte sagen von den Herren in München, keinerlei Unterstützung kriegen. Die Kunst ist in München etabliert. Wir sind isoliert. Wir sind Provinz und sollen es ewig bleiben. Unter uns gesagt: Die Münchner mögen die Schwaben nicht. Augsburg liegt nur eine Stunde von München entfernt. Und das ist sein Malheur."

NORBERT LIEB

Die Kunst währt lang

Seit hundert Jahren erarbeitet sich Augsburg das tägliche Brot aus seiner Industrie. Der innere, der alte Kern der Stadt aber zeugt von anderer Kraft: von Kunst. Soll man die altdeutschen Kunststätten nennen, so meldet sich neben Nürnberg und Köln sogleich Augsburg an. Die beiden ersten Orte liegen in romantischem Schimmer, und Nürnberg hat dazu den Klang der „Meistersinger". Augsburgs Kunstruhm dagegen ist kühler, sachlicher.

Wie in der modernen Industriestadt Unternehmersinn und Arbeiterfleiß zusammenwirken, so entstand im einstigen Augsburg die große, jahrhundertelang bewährte Kunsttätigkeit aus der Begegnung von Geist und Fleiß der Künstler mit lebendigem Kunstsinn der Menschen und ihrer Gemeinschaften. Die einst sprichwörtliche „Augsburger Pracht" hat ihren schönsten, gültigsten Beweis im Kunstgebild, das allein den irdischen Reichtum der vergangenen „goldenen Stadt" noch sichtbar werden läßt und ihn über Luxus und Repräsentation hinauf zu menschlichem Lebenswert hebt, so daß es allem Zweifel und Widerspruch zum Trotz doch so sein mag, daß die Kunst lang, ja von allen Menschendingen am längsten währt.

Vom späten Mittelalter bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts war Augsburg wie eine einzige große Künstlerwerkstatt. Zu manchen Gezeiten beobachten wir eine geradezu unglaubliche Rührigkeit. Und diese Künstlerstadt hielt im Aufnehmen wie im Ausstrahlen offene und wache Beziehung zur Welt.

Der Boden des dienstbar vor die Bischofskirche gebreiteten „Fronhofs" birgt inmitten römischer Mauerzüge einen ältesten christlichen Taufbrunnen; um ihn liegt eine frühe Taufkirche, die weiter zur Dompfarrkirche wuchs — im Schoß der Erde dieser Stadt, die ihren Namen nach dem Römerkaiser Augustus führt, ein leibhaftiges Geschichte fundamentaler Quaderwerke, über das aus den herben, weit gepaarten Domtüren alte Glocken ihren urzeitlichen oder zeitlosen Schall entsenden.

Dann geht im Aufstieg des Mittelalters, im elften Jahrhundert, der mit Namen unbekannte Meister ans Werk jener ehernen Türflügel, die im Schatten der Domtürme ihren Platz finden. Aus leeren, aber allgültigen Gründen heben sich Figuren und Sinnzeichen, Glieder eines im Geheimnis von Vorbild und Erfüllung ausgebreiteten Gesamtbilds mittelalterlicher Weltanschauung. In puppenhafter Gelenkigkeit richtet sich der erste Mensch an Gottes Hand empor. Zu seiten des Paradiesbaums züngeln die Schlangen. Eine langgewandete Frau schreitet in tänzerischer Bewegung dahin, indem sie zwei Hühnern Futter streut — Vertreterin der Gottes Wort über die Erde spendenden Kirche oder Verkörperung der Nächstenliebe, im Formleben vielleicht entsprossen oder genährt aus dem römisch-antiken Mutterboden dieser Stadt.

Ein Jahrhundert später, um 1150, setzt ein andrer, namenloser Meister in die schmalen Hochfenster des Dommittelschiffs die Glasbilder einer Prophetenreihe. Ein Wunder heute, wie lang Kunst währen kann! Denn die Kunstgeschichte verbucht diese gebrechlichen Fenster bei den ältesten erhaltenen figürlichen Glasmalereien der Welt. Fünf Propheten stehen einzeln in unbewegter Ganzfigur, doch mit erregten Händen und ziehenden Schriftbändern, gekleidet in edelsteinhaftes Rot und Grün und Gold, die glühend gestrengen Vorausverkünder des Welterlösers.

Zwei Jahrhunderte später, um 1350, ruft man zur Fortgestaltung dieses Doms Mitglieder der berühmten schwäbischen Baumeister- und Bildnersippe der Parler, die im Prager Dom ihren Gipfel erreichte. Zwischen 1340 und 1430 erhält das alte, in Begleithallen und Wölbung gemeindebergend ausgeformte Langhaus ein hohes, helles Ostchor mit Umgang und Kapellenkranz. Mächtig fährt seitdem der Dom als wahres Schiff der Kirche durch das Meer der Menschenhäuser, drängt die seit der Römerzeit gebahnte Straße in einem Bogen von sich und die Kapellen wie Wellen um seinen Bug. Diese Mutterkirche umgeben bald mehr und mehr große und kleine Kirchen, die in ihrer West-Ost-Richtung das innere Stadtgefüge räumlich und die äußere Stadterscheinung fernbildhaft gliedern. Das steile östliche Domchor aber ist ein in System und Technik des hochgotischen Stils vergeistigtes Himmelsgehäuse, sakrales Sammelziel des Innenraums, seliges Märchenbild auch, wenn durch die Fenster Lichter und Musik der Christmette hinausdringen in die weihnachtliche Stadt. Die Kunst währt lang, am schönsten dann,

wenn der ursprüngliche Sinn sie immer noch am Leben hält.

*

Als im mittleren fünfzehnten Jahrhundert dann die Bildkünste die Entdeckung der Welt und des Menschen erfuhren, da konnte dieser europäische Vorgang gerade in dem mit Handel und Wandel unternehmerischen schwäbischen Augsburg besonders bereiten Boden finden. Im Münster von St. Ulrich hängen noch zwei ehemalige Altartafeln mit Bildern aus der Legende des heiligen Augsburger Bischofs und Stadtpatrons Ulrich, gemalt um 1455, wohl zum Halbjahrtausendgedächtnis des auf dem heißen Lechfeld über die Ungarn errungenen Siegs. Zum erstenmal gewahren wir das tiefe Zeitmaß, in dem das Dasein dieser Stadt sich vollzieht, und wie die Perspektiven einer bewußt erlebten Geschichte sich in Kunstwerken wie in Brennpunkten sammeln. Zweimal heben von links her die Tafeln mit Traumszenen an, in hellem Tageslicht. Wohl immer bleibt es, wenn Schwaben träumen, klarer Tag. Hier aber ist erstes, echtes und unverbrauchtes Erleben einer Zeit, für die der Traum Wirklichkeit wird und Wirklichkeit doch ein Traum bleibt, den nur der Glaube wagt. St. Afra, ein königliches Mädchen, ergreift den schlummernden Bischof an der Hand, ihn auf das Lechfeld hinauszuführen, dessen Landschaftsbild der Meister ungesäumt, mit ungebrochener Entdeckerfreude faßt. Die anderen Szenen sind gestaltet mit Figurenkompositionen von starkem Umriß, fülliger Farbigkeit und mit dramatischen Bindungen und Distanzen. In einem Wunderbegebnis tritt uns als Gefolgsmann ein Jüngling in blauem Gewand entgegen. Weit tut sein Blick sich auf in Raum und Fülle dieser Welt, staunend heben sich die Hände, betroffen von neuer Erfahrung. Dieser Jüngling ist zudem auch eine wirklich bestimmte Persönlichkeit: der etwa zwanzigjährige Martin Schongauer, der Kolmarer Goldschmiedssohn. Damit verrät diese Bildurkunde von St. Ulrich nichts anderes, als daß der spätere große Meister und Lehrer und international geehrte Repräsentant deutscher Spätgotik auf seiner Gesellenwanderschaft auch in Augsburg, der Stadt seines Vaters, eingekehrt und den Sinn eines (mit Namen uns unbekannten) Werkstattherrn dort so sehr beeindruckt haben muß, daß dieser seinen gewiß besten Gehilfen als Bildnis in sein Malwerk nahm. Heimat und Welt der Augsburger Kunst begegnen uns ein erstes Mal — im Werk der Kunst, die lange währt.

*

Das Mittelalter neigt sich. 1491 malt ein Augsburger Meister (vielleicht der ältere Ulrich Apt) an die von farbigem Glasbildlicht geheimnisvoll überrieselte Innenmauer des südlichen Domquerarms das riesige Wandbild eines Christophorus. Als es bei der Erneuerung des Domraums 1934 unter vielen späteren Tünchschichten unerwartet, erst mit dem Haupte auftauchend, zum Vorschein kam, rührte uns ein Wunder geschichtlichen Lebens: „Die Kunst währt lang." So steht er seitdem wieder und heute noch vor uns, der heilige Gottesträger, dem alten Glauben Nothelfer gegen jähen Tod, gemalt zur Zeit der Entdeckung Amerikas, vorausbeladen (wie anders als die Fenster-Propheten!) von Gewissenslast und Glaubensschicksal der nahenden deutschen Reformation.

In dieser Abendzeit des Mittelalters gewinnt Augsburg auch eine wahre Baumeisterpersönlichkeit. Es ist Burkhard Engelberg, ein Sohn des alemannischen Schwarzwaldlands, ausgebildet wohl in der Straßburger Münsterhütte. In ihm zahlt der Oberrhein an Augsburg zurück, was eben ihm der Augsburger Bürgerssohn Martin Schongauer zugebracht. Seit 1477 errichtet Burkhard Engelberg das Langhaus von St. Ulrich und Afra. Noch einmal wird, in hochgemutem, fast hochmütigem Rückgriff, das erhabene System basilikaler Kathedralgotik aufgerichtet. Zugleich entwickelt sich dieser Bau zu einer praktischen Lehrstätte. Aus seiner Hütte von St. Ulrich konnte Burkhard Engelberg eines Tags im Herbst 1493 nicht weniger als 117 Steinmetzgesellen mit sich an den Ulmer Münsterbau nehmen! Auch sonst ward der Augsburger „Werkmeister" Engelberg weithin berufen. Als er 1512 stirbt, setzt man ihm neben dem Stadtportal von St. Ulrich einen Gedenkstein, dessen Inschrift ihn als „vielkunstreichen Architectoren" und „schadhafter Gezarke (Bauwerke) großen Wiederbringer" rühmt.

Um das Jahr 1500, da das Mittelalter in einem kirchlichen „Gnadenjahr" zu Ende geht, bestellen einzelne Nonnen von St. Katharina, Töchter namhafter Augsburger Patrizierfamilien, in offenkundigem Wetteifer bei den besten Malern der Stadt für ihr Kloster die sechs berühmten „Basilikatafeln". Hans Holbein d. Ä., der Sohn eines Augsburger Gerbers, aus Ulm und von einer niederländischen Reise nach Augsburg zurückgekehrt, malt die lyrische Komposition der Marienbasilika, das verschlungene Epos der Geschichte und Legende des Hl. Paulus. Hans Burgkmair, der jungmännliche Augsburger Malerssohn, gestaltet die zuständlich prunkende Feierlichkeit der Petersbasilika und die Bilderzählungen der Basiliken von Hl. Kreuz und vom Lateran. Da bringen Augsburger Malwerke in die Klausur eines Frauenklosters die frühchristliche Kirchenwelt Italiens.



Das Holbein-Haus lag im gedrängten, kleinbürgerlichen Viertel „Am vorderen Lech". Dort war des Malers Nachbar und Werkstattfreund, seit den Ulmer Tagen in Zusammenarbeit erprobt, der Bildhauer Gregor Erhard, der aus Ulm, vom Werk des Blaubeurer Hochaltars kommend, ins aussichtsreichere Augsburg gezogen war. Gregor Erhards Muttergottesfiguren tragen im Antlitz den milden Adel schwäbischen Menschentums, im Faltenfall jene schwingende Großzügigkeit schwäbischen Formsinns, die im Großen, unbewußt, auch die Führung der einzigartigen Hauptstraße Altaugsburgs bestimmt und beseelt.

Ein anderer Ulmer Landsmann und Familiengefährte Gregor Erhards war Adolf Daucher, der erste Bildhauer der Augsburger Renaissance. Der herrlichen Grabkapelle, die Jakob Fugger „der Reiche" zwischen 1509 und 1518 seinen Brüdern und sich als eigenen Westchor an St. Anna bauen und kunstvoll ausstatten ließ, gab Adolf Daucher in der „Fronleichnams"-Gruppe des Altares jenen Inhalt, der den erlauchten Raum zu einer Herzkammer Augsburger Kunstwesens macht.

Noch ein Augsburger Meister jener Zeit hat einen Namen von gutem Klang: der Goldschmied Jörg Seld. Altehrwürdigen Heiligtümern seiner Vaterstadt, dem „Wunderbaren Gut" von Hl. Kreuz und dem Ulrichskreuz, gestaltete er kostbare Gehäuse, aus deren Pracht die Tiefen geschichtlicher Weihe glühen. Auf seine alten Tage aber zeichnete dieser Goldschmied eine breite Plangesamtansicht Augsburgs, die 1521 in Holzschnitt veröffentlicht das treue und kunstverklärte Bilddenkmal dieser Stadt darstellt, die auf ihre Vergangenheit stolz, ihrer Gegenwart froh und ihrer Zukunft sicher ist. Verwandtes Wesen wie dieses Stadtplanbild verkörpert die gleichzeitig vollendete Fuggerei.

Im Sommer 1518 weilt zum letztenmal ein hoher, alter Gönner und guter Freund der Stadt in Augsburgs Mauern: Kaiser Maximilian. Damals zeichnet ein Nürnberger Künstler hier den Kopf des Imperators und „letzten Ritters" und schreibt an den Rand des Blattes: „Das ist Kaiser Maximilian, den hab ich Albrecht Dürer zu Augsburg hoch oben auf der Pfalz in seinem kleinen Stüble kunterfeit, da man zählt 1518 am Montag nach Johannis Täufers." Was Dürers Hand im „kleinen Stüble" festhielt, war große Welt!

Hinter der breiten Schauseite von Jakob Fuggers Wohnpalast liegt ein versteckter Hof. Noch haftet an den Wänden ein letzter Glanz der Maximilianszeit, an den schlanken Säulenarkaden ein Nachklang leisen Lautenspiels, auf den Altanen der Widerschein venezianischer Sonne. Nicht Butzenscheibenromantik ist die Stimmung Altaugsburger Kunst, ihr Dasein und Wert ist „von Welt".

*

Nach 1520 freilich vergehen die guten Zeiten der Kunst. Die Holbein sind abgewandert. Schaffensleer dämmert im Nachbarhaus hinter dem Lechkanal die Bildnerwerkstatt Gregor Erhards. Ein anderes Haus, das im engen Gassenabfall des „Mauerbergs" den Ausblick zum Perlachturm genießt, bewohnt der Maler Hans Burgkmair. Seine Bilder erscheinen uns als echte Kunstspiegelung der „goldenen Stadt". Venedig war das Glück seines Lebens gewesen. Nachdem Holbein und Ulrich Apt d. Ä. eben die Außenseiten geschlossener Bildaltäre mit ausgewogenen Kompositionen der Verkündigung bemalt hatten — Parallelen zur gleichgewichtigen Architektonik der gleichzeitigen Dominikanerkirche, zeigte Burgkmair 1518 auf dem Johannesaltar den Seher der Geheimen Offenbarung in einer tropischen Landschaft, die uns die zeitgenössischen Kolonialunternehmungen der Welser ins Gedächtnis bringt. — Ein Jahr später ließ Burgkmair auf dem von den Peutinger bestellten Kreuzigungsaltar außen die ritterlichen Heiligen Sigismund und Georg erscheinen. Das Innere des Altars zeigt eine Kreuzigung, ohne Greuel und ohne Gedräng, nur die Hauptfiguren repräsentativ vergegenwärtigt, isoliert in ihrer Bedeutsamkeit und chorisch verbunden wie die gleichzeitige Fronleichnamsgruppe der Fuggerkapelle. — Zehn Jahre später malt Hans Burgkmair für die bayerische Herzogsresidenz in München die „Schlacht bei Cannae", als Bestandteil eines Serienauftrags, der das Gegenbeispiel profan-humanistischer Renaissance zu den drei Jahrzehnte älteren „Basilikatafeln" von St. Katharina ist. Dies Bild verrät die Krisis seiner Zeit und das Verhängnis des alternden Künstlers. Wir sehen es auch im Konterfei, das im gleichen Jahr ein getreuer Schüler von seinem Meister und dessen Ehefrau malte. Aufrecht, wiewohl nicht ohne Mühe, hält sich der 56jährige Hans Burgkmair, sprechend und stolz wendet er die mit dem Wappenring geschmückte Hand uns zu. Vor der Brust des Malers, wo einst die Holbeinknaben beim Vater ihren Platz gehabt hatten, erscheint, wohlgekleidet, Hans Burgkmairs Hausfrau, die den märchenartigen Namen Anna Allerlayin führt. Aus einem keineswegs schönen, von offenem Haar umkräuselten reifen Frauenantlitz suchen uns ihre Blicke, schärfer und unruhiger als die klaren Maleraugen des Eheherrn. Die kaum verhohlene, zuckende Erregung hat ihre Ursache: Der von der Rechten der Frau emporgehaltene zeremoniöse Handspiegel zeigt im kalten Glas zwei Totenschädel. Am Griff des Spiegels steht: „Hoff-

Hans Holbein d. Ä. / Kreuzabnahme

nung der Welt", am Spiegelrand: „Erkenn dich selbst!" Über dem Kopf des Malers lesen wir: „Solche Gestalt unser Beider was, im Spiegel aber nichts denn das", und oben am Rahmen stöhnt es auf: „O mors", o Tod! So setzt dem denkmalhaften Selbstbewußtsein des Renaissancemenschen sich die Angst der Vergänglichkeit und das Gefühl der Eitelkeit alles Irdischen entgegen.

Der alte hohe, menschen- und gemeinschaftbildende Bereich der kirchlichen Kunst aber zerfiel zur gleichen Zeit in Glaubenskampf und vielfacher politischer Wirrnis und in wütendem Bildersturm. Mit Karls V. Reichstagen von 1530 und 1548 tritt Augsburg in die Mitte der deutschen und europäischen Politik. Zweimal setzten die politisch-diplomatischen Geschehnisse Augsburg in Beziehung zur Weltkunstgeschichte: 1548 und 1550/51 weilt Tizian in der Stadt am Lech. Hier malt der große Venezianer jenes in den Ernst der Herrscherwürde und Schicksalsbürde gefaßte Bildnis Kaiser Karls V., auf dem die Bekrönung des Lehnstuhls mit der Zirbelnuß, dem Wappenzeichen Augsburgs, uns wieder einmal die Rolle dieser Stadt in der Welt, das Hereinspielen der Welt in diese Stadt bezeugt. 1559 sah der Augsburger Dom die offizielle Reichstotenfeier Kaiser Karls V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging. Noch sind der gestickte Adlerschild, der Kronenhelm und das Schwert erhalten, mit denen des toten Herrschers Bruder und Nachfolger das Trauergerüst schmücken ließ. Im Glasschrein eines deutschen Stadtmuseums verharrt der letzte, düstre Abglanz einer Weltvergangenheit.

Mit verstärktem Eifer aber wandte Augsburg nach den Zeiten der Krise seine Kunstbegabung an reiche Dekoration und Kunsthandwerklichkeit. Schon 1554 hatte Christoph Amberger wieder dem Dom ein neues Hochaltarbild malen dürfen. Um die himmlische Schutzfrau scharen sich die alten Augsburger Stadtheiligen und nochmals trägt ein Antlitz die Züge Kaiser Maximilians: hohe, geschichtsgesättigte, heilige Heimatkunst. 1574 erhält das hinter dem Rathaus verborgene Nonnenkirchlein von Maria-Stern seinen zierlichen Turm. Zwanzig Jahre später steht endlich auch der Turm des Ulrichsmünsters vollendet. Seine schwellend-gemessene, grün patinierte Kuppel wirkt seitdem als Urbild zahlloser barocker Turmbekrönungen Süddeutschlands in die Ferne. Im Mai des nächsten Jahres, 1595, springen erstmals auf dem Mittelplatz der Stadt die Wasser des Augustusbrunnens, dessen Erzfiguren der in Italien ausgebildete Niederländer Hubert Gerhard modellierte. Beschlossen im Gedächtnis der 1600jährigen Gründung Augsburgs durch den römischen Kaiser Augustus, ward dieser Brunnen zum Kunstdenkmal einer lebendig gefühlten Geschichtlichkeit. Zu Füßen des kaiserlichen Stifters verkörpern die Gestalten der vier Flüsse auch die Landschaftskräfte der Siedlung.

Und ungesäumt gibt auch die erneuerte alte Kirche kunstschaffend ihr Daseinszeugnis. Was hat doch diese lebendige Stadt für tiefe Zeitperspektiven! Um 1604, das dreizehnte Jahrhundertjubiläum des Todes St. Afras, der frühchristlichen Blutzeugin Augsburgs, wird das Chor des Ulrichsmünsters im sakralen Bild des gotischen Stils ausgebaut. Die alte Heilige und St. Ulrich, nach Kaiser Augustus der zweite Vater des Vaterlands, erhalten zwei Altäre, und ein riesiger Hochaltar vollendet den Akkord zum Dreiklang, in dem man seit den Tagen der Spätgotik zum erstenmal wieder die Ehre der Altäre und in ihr den Triumph verjüngter Kirchlichkeit erleben darf, die über alten Heiligengrüften sich aufwärts hebt. Vor dieses Altärechor stellt man, eine Insel in der spätgotischen Vierung, die von Gleichgewicht und Spannung durchflossene eherne Freifigurengruppe der Kreuzigung, Hans Reichles frühbarocke Antwort auf Burgkmairs Peutingersche Kreuzigung. In das Langhaus von St. Ulrich baut man gleichzeitig die Kanzel und eine Orgel mit großen Bilderflügeln, und alle diese Werke währen im alten Raum auch heute noch.

Solche Zeit ist reif zu wahrer Kunstkultur. Ihr Anliegen heißt öffentliche Architektonik, die baukünstlerische Verkörperung und Repräsentation der Reichsstadt selbst, ihrer Macht, ihres Reichtums und Stolzes, der Vielfalt und Ordnung ihres Seins und Wirkens. Und der Gestalter dieser Aufgabe wird Elias Holl. Er entstammte dem Schwabenboden Augsburgs selbst. Nach praktischer und solider Grundausbildung unter den Augen des Vaters erfährt der Jüngling das Erlebnis einer kurzen Reise nach Venedig. Dem Heimgekehrten überträgt ein verständiges Stadtregiment 1602 das Stadtwerkmeisteramt. Das gesamte Bauwesen der Reichsstadt bleibt fast drei Jahrzehnte lang in den Händen eines wahren Meisters, der die bescheidenste wie die ansehnlichste Obliegenheit in gleicher Gewissenhaftigkeit betreut. Bei Kunstfassaden und anderen gehobenen Aufgaben legen ihm die gebildeten Herrn des Bauamts Entwurfzeichnungen berühmter Maler zur Ausführung vor. Das aber tut der persönlichen Bedeutung Elias Holls keinen Abbruch, seine Tat ist die Verwirklichung, er bringt die vielerlei Nutzsetzungen in gehörige und bedeutsame Form: Zunfthaus, Befestigung, Gießhaus, Siegelhaus, Metzg, Schule, Wassertürme, Mühlen, Spital. Mit dem zuchtvollen Bau des Gymnasiums macht Elias Holl das Gelände zwischen St. Anna und der alten Stadt-



Lucas Furtenagel | Bildnis des Hans Burgkmair und seiner Frau

bibliothek zur stillen Hofhaltung eines reichsstadtbürgerlichen Humanismus protestantischen Gepräges. In der späten Anlage des Heiligen-Geist-Spitals vollbringt er eine Bauschöpfung bürgerlichen Wohlfahrtssinns. Das Zeugnis errichtet er als Rüstkammer der Reichsstadt; die wehrhafte Stirn des Baues verlebendigt sich geradezu dramatisch in Hans Reichles eherner Michaelsgruppe.

Auf dem Gipfel seines Lebens, in der Mitte seines Schaffens und seiner Stadt aber steht Elias Holls selbständigste Tat: Rathaus und Perlachturm. Eben hatte Augsburg mit 45 000 Einwohnern seine höchste Volkszahl in alter Zeit vor 1800 erreicht. Die umfängliche, 1626 von Wolfgang Kilian im Kupferstich herausgegebene Planansicht zeigt die ganze Stadt, die in diesem Rathaus ihren Schwerpunkt hat. Das Fernbild der neu in Mauern und Tortürmen gefestigten Stadt hat seitdem in der Dreiergipfelung des Doms im Norden, des Ulrichsmünsters im Süden und der städtischen Dominante von Rathaus und Perlachturm in der Mitte jene — Gleichgewicht und Spannung wieder in eigener Art vereinende — Rhythmik, die Hans Burgkmairs und Hans Reichles Kreuzigungskompositionen entspricht. Im Außenbau wie im Innern, vom Portal bis zum „Goldenen Saal“ hinauf und bis zu der über diesem noch eingebauten Modellkammer ist dieses Rathaus vergeistigtes Körperbild eines einzigartigen Stadtstaats. Der „Goldene Saal“ und die „Fürstenzimmer“ wollten sich vom Prunk der Staatsräume des Dogenpalastes zu Venedig nicht überbieten lassen.

Schon um die Michaelsgruppe des Zeughauses wollten sich die Wolken des Verhängnisses ballen. Über das kaum vollendete Rathaus und seine „heroischen“ Türme brach die Katastrophe des Dreißigjährigen Kriegs. In Krieg und Pest und Hungersnot stürzte jene Kunsttätigkeit zusammen, die eben in Malerei und Plastik, in Bau- und Raumschmuck am Halt der großen Architektur volltönend sich entwickelt hatte, nicht minder auch jene vielfache, virtuose Kunstgewerblichkeit, die gleichzeitig mit Elias Holls stadtrepräsentativer Architektur in der Kleinwelt der „Kunstschränke“ die spielerische Aufmerksamkeit verwöhnter Liebhaber zu befriedigen wußte. Auch Elias Holl selbst geriet mit persönlicher Tragik in die religionspolitischen Wechselfälle der Zeit. Nach leeren Altersjahrzehnten, gleich jener Krise, die ein Jahrhundert vorher die Kunst im Bildersturm erfaßte, ist der einst rastlose und schaffensstarke Stadtwerkmeister 1646 einsam gestorben.

Ist Holls Aufstieg und Werk, sein Glück und Unglück eng dem Schicksal seiner Stadt verflochten, so führt Leben und Schaffen eines anderen zeitgenössischen Künstlers uns wieder in „die Welt“. Georg Petel, der Sohn eines Bildhauers und Kunstschreiners der meisterreichen oberbayerischen Landstadt Weilheim, ist während langjähriger Aufenthalte in Italien und den Niederlanden zur Höhe seiner Kunst gereift. In Antwerpen und Genua hat er sich Rubens und van Dyck zu Freunden gewonnen. 1625 ließ Petel sich in Augsburg nieder. Hier haben wir von ihm noch das Christkind der Barfüßerkanzel, den Christophorus und Salvator von St. Moritz, den Schmerzensmann im Dom: Werke, die mittelalterliche Inhalte mit neuer, barocker Lebendigkeit gefühlt und gestaltet zeigen. Das grausige Augsburger Pestjahr 1633/34 hat mit vielen anderen Meistern auch Georg Petel hinweggerafft. In warmer Nähe aber blieb uns noch sein Bildnis, das kein Geringerer als van Dyck zu Genua malte: das echte Porträt eines plastisch-bildphantastischen Künstlers, eines vom Dasein geneigten, vom Jenseits erregten Barockmenschen.

*

Bald nach dem Friedensschluß von 1648 gewann Augsburg, vor allem durch Zuzug aus den umliegenden kleineren schwäbischen Reichsstädten, eine Reihe tüchtiger Maler, die als originelle Künstler, selbstbewußte Bürger und glaubensfeste Protestanten ihre Bildkunst mit echten Kräften nährten, zu denen auch ein neuer Natursinn gehört. Der bedeutsamste Maler dieser Gruppe war Johann Heinrich Schönfeld, der aus Biberach gebürtig, während des Krieges seine Kunst in der Fülle des italienischen Barock entwickelt hatte. In Augsburg verschloß sich selbst der katholische Dom ihm nicht. Umgekehrt ergaben sich hier in der Folgezeit auch die evangelischen Kirchen willig der neuen Bild- und Zierkunst des Barock und Rokoko. Die „Parität“, die Altaugsburg nach endlosem Streit schließlich klugerweise zur Grundlage seiner ganzen städtischen Verfassung machte, hat in dieser Liberalität des Kunstsinns ihr Begleitspiel; ihr stadtbauliches Denkmal aber in den verbrüderten Kirchenpaaren von Hl. Kreuz und St. Ulrich.

Aus einziger Freudigkeit und unvergleichlichem Wetteifer aller fördernden und schaffenden Kräfte entsteht dann die letzte, schönste Kunstepoche dieser Stadt: das achtzehnte Jahrhundert, das im Zeitraum von 1730 bis 1760 gipfelt. Neu leuchtet die Schauseite des Gasthauses zu den „Drei Mohren“. Handelsherren, vom Glück für Scharfsinn und Tatkraft ihres Unternehmens belohnt, errichten sich ihre Häuser: mit geschnitzten Portalen, bunten und stuckumschnörkelten Fassaden, geschweiften Dächern, kühlen Treppenhäusern, über denen wieder sich Fresken breiten, mit Darstellungen vom erdteilver-

knüpfenden Segen des Handels, vom Bündnis zwischen Handelschaft und Künsten.
Technik und schöne Kunst sind seit den Tagen Burkhard Engelbergs und Elias Holls und seit der Einrichtung der Modellkammer über dem „goldenen" Rathaussaal einander verschwistert. Im Barock und Rokoko verbinden sich beide Partner in der einzigartigen Gruppe der Wassertürme zwischen Spital und Rotem Tor, wo in der Bucht der Wallhöhe auch der Stadtbrunnmeister seine idyllische Diensthausung erhält. Als enger Bund von Kunst, Technik und Handel kann die ganze Kunsttätigkeit des damaligen Augsburg am ehesten erklärt werden. Maler in Fresko und Ölbild, Stukkatoren, Bildhauer, Graphiker, Goldschmiede und weiter Kunsthandwerker aller Fächer — eine kaum auszählbare Schar, der man bis in weiteste Ferne begegnet. Diese Überschwenglichen waren zugleich nüchterne Kalkulierer. Zumal Augsburgs Graphiker rechnen mit dem europäischen Markt und nutzen ihn, fast merkantilistisch. Eine reichsstädtische Kunstakademie lockt aufstrebende Kräfte aller deutschen Stämme und auch manch fremder Nation, bildet sie, entläßt sie in andere Metropole oder behält die Tüchtigen in Augsburgs Mauern. Auch namhafte Wanderkünstler machen gern hier halt.
In die Mitte dieses Künstlervolks tritt auch das Genie der deutschen Rokokomalerei: Johann Evangelist Holzer. 1730 kam der einundzwanzigjährige Tiroler hierher. Bergmüller nahm ihn in seine Obhut. Schon ein Jahr später darf Holzer für die Kirche der Dominikaner ein Altarbild der Verkündigung an Joachim malen, das vergeistigte spätbarocke Gegenstück zum spröden altdeutschen Werk Hans Holbeins des Älteren auf dem Altarflügel im Augsburger Dom. Für einen Altar der Stiftskirche zu Dießen am Ammersee malt Holzer St. Michael, in Frische und Schwermut das jugendliche Gegenstück des feuerstürmischen Erzengels der Zeughausfront. Augsburger Bürger lassen ihre Hausfassaden bemalen, in jener allgemeinen Kunstfreude, die damals ganze Straßenzüge und Platzfolgen mit öffentlichen Bilderfluchten begleitet. So setzt Holzer an Hauswände alttestamentliche Szenen, fromme Andachtsbilder und kirchliche Apotheosen. Dem Gasthaus zu den „Drei Kronen" gibt er das Bild eines Gelages der sieben olympischen Götter. Ein anderes Wirtshaus dekoriert er mit dem Schaubild eines „Bauerntanzes". — Mit besonderem Eifer nimmt Holzer die Aufträge seines besten Augsburger Gönners, des Graphikers und Kunstverlegers Johann Andreas Pfeffel an. Sein Haus erhält von Holzer eine malerische Schauseite. Das eine Hauptbild zeigt die brüderliche Liebe in der antiken Sage von Kastor und Pollux. So hat die Verklärung christlicher Märtyrer ein weltmythisches Gegenstück. Das zweite Bild der Pfeffelschen Hausfassade ist eine Allegorie, wie die wahre Kunst mit Hilfe der Zeit über Haß und Unverstand ihrer Umwelt den Sieg erringt, in sinnenseliger und unendlichkeitstrunkener Himmelfahrt. Dabei steht das Motto: daß schließlich jeder Dornstrauch Rosen trage, mit Hilfe der Zeit.
Doch dieser Optimismus, so sehr er genau ein Jahrhundert nach dem Abgrund des Dreißigjährigen Krieges echter Zeitzug damaligen Lebensgefühls sein mag, ist von Melancholie nicht frei. Bald nachher malt Holzer im Gartengut Pfeffels an die Decke eines lieblich ovalen Pavillons den Wechselreigen der zwölf Monate, die ihre Vergänglichkeit im Tanz vergessend den Kreis des Jahres und des Lebens runden, im Pfeifentone einer Melodie, die das Thema umspielt: „Alles hat seine Zeit." Als Holzer in der mainfränkischen Klosterkirche von Münsterschwarzach sein größtes Werk gemalt, in der kosmischen Glorie des Kuppelbildes dort das Höchstziel alles kirchlichen Spätbarock auf Erden erreicht hat, stirbt er, kaum einunddreißig Jahre alt. Das Genie scheint den Menschenleib verbrannt, ein einzelner Künstler sich dem Phönixwunder des deutschen Rokoko geopfert zu haben. Zum fünfundzwanzigjährigen Todesgedächtnis hat ein Augsburger Künstler, Johann Esaias Nilson, in schönster Liberalität und Kunstgenossenschaft die Werke Holzers in Kupferstichen veröffentlicht und dem Titelblatt das Motto gegeben, daß das Leben kurz sei, die Kunst aber lange währe.
Auch diesen Künstleroptimismus des letzten Rokoko sollte „die Zeit" mit bitterer Ironie strafen. Längst erleben wir Holzers Kunst am alten Platz nur noch in einigen Altarbildern, in den Fresken der Eichstätter Sommerresidenz und der Wallfahrt St. Anton über Partenkirchen. Die anderen Werke sind verschollen, zerstreut, in Galerien, Museen und in den Kästen graphischer Sammlungen verborgen. Die Freiluft-Bildwelt der Augsburger Hausfassaden hat längst das Wetter zerstört, und Balthasar Neumanns Kirche von Münsterschwarzach hat gar samt Holzers Malereien die Barbarei des aufgeklärten vorigen Jahrhunderts weggerissen.
Uns vollends hat die Zeit keine Rosen gebracht. Zerstörung ist auch über diese Kunst- und Künstlerstadt gefallen, und wenn wir heute vom Perlachturm oder aus dem leergebrannten Geviert des einstmals „goldenen" Saals über das alte Augsburg schauen, erblicken wir in Frau Burgkmairs Spiegel nichts denn Trümmer, und in den Sinn kommt uns das Bibelwort: „Du Menschenkind, meinst du, daß diese Gebeine wieder lebendig werden?"

ARTHUR MAXIMILIAN MILLER

Der große Christoph

Augsburg, den 23. August 1939.

Mein lieber Max! Ich glaube jetzt wie Du, daß der Krieg sich nicht mehr abwenden läßt — er wird hervorbrechen wie ein Raubtier, das auf seine Stunde gewartet hat, und man hat das Raubtier lange genug gelockt. Aber gerade deshalb hätten wir uns in Ulm nicht trennen sollen. Du hättest mit mir die Fahrt nach Augsburg machen sollen, um noch einmal alles zu sehen, Augsburg ist doch unser Herz, und auf dieses Herz wird früher oder später der Angriff erfolgen, der Angriff aus der Luft, und dann wird es nicht zu retten sein. Ich fürchte es, ich fürchte es — und wie könnte man anders, als es fürchten? Dieser schöne, geliebte Leib wird einmal zerrissen vor uns liegen, vielleicht schon in wenigen Wochen.

Es ist Abend, ich sitze im Bayerischen Hof, ganz trunken, ganz schwer und müde von Glück und Kummer. Ein zauberhafter Abend verlischt über der zauberhaften Stadt, die so voll Süden ist und so voll Schwaben: Ich bin glücklich, daß das so ist, daß es dieses Augsburg gibt — und hat es einmal Augsburg gegeben, wahrhaft gegeben, dann für immer. Dieser Gedanke durchglüht mich heute. Aber es ist auch ein großer Schmerz und Kummer, zu wissen, daß dies alles dahin geht. Im Grunde ist es nicht zu fassen. Was kann denn außer dem Perlach noch an dieser Stelle sein, außer dem Dom, außer der Maximilianstraße, außer St. Ulrich! Können die köstlichen Brunnen je aufhören zu springen? Hier hat eine Götterhand die schwäbische Erde berührt und ihr ein einzigartiges Gebilde entsprießen lassen — kann jemand Vollmacht haben, dies zu zerstören? Ich will es nicht länger denken .

Ich bin wieder den alten Wagenweg gegangen vom Fischertor herauf zum Dom mit dem unvergleichlichen Blick auf den Hochchor, der wie ein Gebet aufsteigt in seiner Schlankheit, seiner Abgewandtheit, seiner Geistlichkeit, dann die schmale Schlucht der Karolinenstraße, endigend mit dem berückenden Bild des Perlach: der südlich lächelnde Turm, die heitere, feierliche Schönheit der Rathausfassade, dies alles verklärt vom reinsten Abendlicht, dann St. Moritz, wie es sich in die Straßenöffnung schiebt, und endlich die saalweite Flucht der Maximilianstraße mit dem Münster von Sankt Ulrich! Dir sind diese Bilder alle vertraut, ich brauche sie Dir nicht zu beschreiben; aber sie sind noch niemals von einem solchen schmelzenden Licht, von einem solchen himmlischen Äther umflossen gewesen wie heute, so, als müßten sie jetzt ihre Vollendung finden und dann mit dem niedersinkenden Dunkel für immer vergehen, weil es über dies hinaus nichts mehr geben kann. Und dies alles fiel in meine glück- und schmerzdurchtränkte Seele, die von dem nahenden Schicksal ganz erschüttert ist.

Dann bin ich noch im Dom gewesen. Und da war es vor allem der große Christoph, der mich lange Zeit gebannt gehalten hat. Ein rätselhaftes Bild!

Weißt Du noch, wie wir 1928 bei der Tante in Augsburg waren und kreuz und quer durch die Stadt streiften, um ihre Verborgenheiten zu entdecken? Und wie wir in die Gassen an den Lechkanälen kamen, wo die mittelalterlichen Handwerkerquartiere gewesen sind, und dann die Szene mit dem Kind erlebten? Es mußte ein Pfännlein aus einer der finsteren Küchen entwendet haben und war damit auf die Gasse gelaufen, die Mutter hinter ihm drein, um es ihm wieder abzunehmen. Aber sie konnte den blondzöpfigen Wildfang nicht erhaschen, hob drohend den Finger auf und rief ihm zu: Wart, wart, der große Christoph kommt und holt dich!

Ich fragte das Weib, wer der große Christoph sei; aber sie wußte es nicht. Man sagt halt zu den Kindern so, wenn sie nicht folgen, erwiderte sie lächelnd. Und was tut er dann den Kindern? fragte ich. Er trägt sie auf den Schultern fort und wirft sie in den Lech.

Wir rätselten damals, wer der große Christoph sei, etwa eine Abwandlung des Klausen oder des Klaubauf, vermummt in die Gestalt des starken Bayernherzogs Christoph? Bayern war ja immer Augsburgs Feind gewesen.

Als ich dann nach der großen Restaurierung des Domes 1925 in den „neuen Dom“ kam, der eigentlich der wiederhergestellte alte war — als ich, durch die Pforte des südlichen Querschiffarmes eintretend, plötzlich über mir den riesigen, geisterhaften Mann sah, der bis ins Gewölbe hinaufreichte, da wußte ich, wer der große Christoph sei, und erstaunte zugleich darüber, daß sich im Volke eine Erinnerung an ihn erhalten hatte, der doch Jahrhunderte unter



Der Dom Photo U. Fuchs

dem gelben Bartuch der Übertünchung geruht hatte. Und, ganz seltsam ergriffen von dem plötzlichen Wiedererscheinen des ungeheuerlichen Riesen, fragte ich mich, welchen Sinn dies habe, daß er gerade jetzt sich wieder zeigte. Ich wußte damals schon, welche Stunde geschlagen hatte und daß einer kommen mußte, um zu sprechen und zu rufen: Wo geht ihr hin? Wißt ihr, wohin ihr geht?

Heute nachmittag bin ich wieder beim großen Christoph gewesen. Und heute war mir seine Gestalt noch riesiger und ungeheuerlicher. Zunächst, wenn man eintritt, vermag man ihn ja gar nicht mit dem Blick zu fassen, man muß durch das Querhausgitter ins Langhaus hinaustreten, um Abstand von ihm zu gewinnen, und wie man nun so steht und steht und sich ihm hingibt, so wird er einem immer geisterhafter, wie aus der Wand getreten kommt er einem vor, und man möchte ihm ins Innere des Gotteshauses hinein entweichen. Dann aber, wenn man bis zur Kanzelhöhe vorwärtsgegangen ist, taucht das riesige Haupt von seitwärts wieder hinter dem Rahmen der Gewölbegürtung hervor, als spähte es einem nach und ließe einen nicht los. Und so mußte ich wieder zu ihm zurückkehren.

Ich denke, Du hast ihn noch vor Dir: in der Dämmerung des Querschiffes ragt er auf wie ein ungeheurer, aber zarter, mit schwachen Farben getönter Schatten, und dies ist etwas von dem Unbegreiflichen, an dem ich rätsele, wie man mit solchen zarten Mitteln etwas so Monumentales schaffen, eine so ungeheure Wandfläche wirksam bedecken konnte. Aber gerade dadurch wird seine Größe geisterhaft und unbestimmbar.

Gesicht, Gewand und Glieder sind ganz flächig empfunden; aber er bleibt nicht in der Fläche, er scheint sich von ihr loszulösen und vor ihr her zu schweben. Du kennst sein stummes, graues Haupt, die mächtige Gestalt, bekleidet mit dem zart graublauen Untergewand und umhüllt vom Rot des faltigen Mantels — die beiden mystischen Farben der Seele! In beiden Händen hält er einen Baum als Stab, aus dessen Zweigen grüne Blätter brechen. („Und ich war tot, und siehe, ich lebe ...“). Mit seltsamer Eindringlichkeit durchschneidet der gerade Schaft die Figur und das hohe Feld der Querwand und teilt sie in zwei Teile.

Das eigentlich Bannende aber ist das Antlitz. Hoch, hager, verlassen vom Strome des Lebens, einem grauen Felsen ähnlich, die Nase schmal, die Züge streng und fahl, die Wangen eingebrochen und umrahmt vom weichen Dämmergrau des Bartes. Unter den Brauen aber stehen Geisteraugen, deren stiller unausweichlicher Blick, bar allen Wahnes, durch den Schleier der Sinnendinge dringt. Dieser Mann weiß alles. Für ihn ist keine Täuschung mehr. Was wir Hoffnung nennen, Hoffnung auf bessere Zeiten, auf glückliche Wendungen, auf Ziele und Erreichnisse des Menschen, die das Unheil bannen, die Not wenden könnten, ist in ihm erloschen. Er weiß, daß hinter solchen Hoffnungen keine Wahrheit steht. Er weiß, daß über die Erde, über Kultur und Zivilisation das Zeichen des Unterganges geschrieben ist. Gradaus in eine ferne Leere geht dieser Blick — die Menschheit in ihrem Greisenzustand, in sich selbst versteinend, aus erstarrter Höhle mit dem Lichte ihrer Augen scheinend, die da sagen, daß das Ende nahe ist. Das ganze Weltgericht erscheint in diesem Antlitz.

Mich hat es nie so wie heute erschüttert. Was war es nun mit meinem Satze: Augsburg ist, und weil es wahrhaft ist, darum wird es auch bleiben? Dieser Christoph ist am Ausgang des Mittelalters gemalt worden, hingehaucht an diese Wand mit den letzten sterbenden Atemzügen der Gotik, die sich in diesem Greisengesicht einen ergreifenden Ausdruck geschaffen hat, einen Ausdruck des Wissens, daß ihr Ende gekommen ist. Wurde nicht um dieselbe Zeit das Bildnis Burgkmairs und seiner Frau gemalt, wo ihnen, da sie in den Spiegel blicken, zwei Totenköpfe entgegengrinsen? Und hat nicht eben in dieser Zeit Albrecht Dürer seine Apokalypse gezeichnet?

Aber der dürre Baum schlägt doch mit grünen Blättern aus! Und der Riese trägt auf seinem Rücken ein Kind. Zuhöchst im Bogen des Gewölbes oben erscheint das liebliche Köpfchen eines Knaben, der diesen zwölf Ellen hohen Mann unter das Wasser

Frühchristlicher Taufbrunnen und frühmittelalterliche Taufkirche Photo Städt. Kunstsammlungen





Der Hl. Christophorus aus dem Dom Photo Städt. Kunstsammlungen

drücken, in den Tod hinabdrücken und in dieser Taufe neu beleben wird. Der den ganzen Kosmos durch den Tod ins Nichts hinunterbeugen und dann im Innern neu erwecken wird. Dieses Kinderhaupt ist, seltsam und wunderbar genug, mit schwarzen Strahlen umgeben, gerade als wäre die Finsternis sein Licht und als strahle er vom Glanz des Todes.

Ich sah dies alles an. Es war nur hingehaucht, es war das letzte, verhallende Wort einer Zeit, die sich zum Sterben niederlegt. Aber dieses hingehauchte, verhallende Wort, das bald nicht mehr gehört wurde, über das sich dann die Tünche wie ein gelbes Bartuch breitete, ist nicht erloschen. Es ist im Tode gegenwärtig geblieben. Es schien untilgbar, man mochte Schicht um Schicht darüberlegen, es durchsetzte alle Schichten und schwebte plötzlich wieder im Lichte vor unsern Augen her.

Nun glaubte ich den Sinn dieses Vorgangs zu verstehen. Wie die Augen dieses Riesen sind mir heute weit und geisterhaft die Augen aufgetan. Ihr Blick durchschneidet allen Wahn. Wir können uns nicht beschwichtigen und sagen: Die Vernichtung wird nicht kommen. O nein! Der Baum wird abgehauen, er ist schon abgehauen und verdorrt. Aber, so sagt der große Christoph: auch aus einem dürren Baume können Blätter sprießen. Auf den Schultern eines todgeweihten Greises kann ein Kind erscheinen, ein ewiges, göttliches, himmlisches Kind. Und um sein Haupt wird dann selbst die Nacht des Unterganges in Strahlen leuchten.

Ganz leise, nur wie hingehaucht, werden uns diese ungeheuren Worte gesagt. Was sollen wir mit ihnen anfangen? Es gibt nur zwei Wege: Entweder verzweifeln oder an das Unglaubbare glauben.











PETER DÖRFLER

Stadtluft macht frei

Die nachstehende Erzählung füllt ein Kapitel in dem noch unveröffentlichten Roman „Der Urmeier", mit dem der aus dem Allgäu stammende und Augsburg eng verbundene Dichter abermals seine hohe Meisterschaft auf dem Gebiete des historischen Romans beweist. Das Geschehen spielt im achten Jahrhundert unter Karl Martell, Karlmann und Pippin. Es geht dabei um die Gestaltwerdung des Abendlandes, wie sie sich um diese Zeit in vielschichtigen Prozessen religiöser, politischer und sozialer Natur vorbereitet.
Der Dorf- oder Urmeier entwächst einer Familiendynastie der Dorfschaft. Seine Würde vererbt sich vom Vater auf den Sohn. Für das Verständnis der Handlung ist vorauszusetzen, daß die Tochter des Meiers Germar von Bidingen im Allgäu den jungen Adalni, einen Unfreien, liebt. Kletus, ein reicher Kaufmannssohn aus Augsburg, hat um sie geworben. Er wurde, obwohl der Händler damals noch als „unehrlich" galt, nicht ohne weiteres abgewiesen, da Germar mit seiner Mutter Sulvana, einer Walchin, früher sehr befreundet war. Nun wird auch Bidingen von der furchtbaren europäischen Hungersnot des Jahres 764 heimgesucht, und aus Verantwortung für seine Mark fühlt sich der Meier Germar verpflichtet, die Werbung des jungen Kletus anzunehmen, um durch die Augsburger Kaufherren das rettende Korn zu erhalten.

Es wurde März, die Kälte ließ nach, die Sonne stand tagelang als freundliche aber leere Trösterin am Himmel. Sie brachte die Hasel zum Stäuben. Aber die Schneedecke rührte sich nicht. Ein unbarmherziger Ost — der Baiuwarwind — blies sie Tag und Nacht an. Aber man konnte jetzt wenigstens die Wölfe verjagen, so daß sie die Gehöfte mieden. Diese hatten nun freilich am Rotwild und an den Sauen Nahrung genug, die fast alle, geschwächt und krank, den in Rudeln jagenden Räubern zum Opfer fielen. Die Männer gingen nun, wenn einer nicht siech und in Wunden und Geschwüren daheim lag, aus, um Fallen zu stellen und noch Pelze zu erbeuten, ehe sie wieder wertlos würden. Wie ein gemästetes Untier blieb der Winter in den April hinein liegen, wie ein ungeheurer weißer Drache gleißte das Gebirge fern im Süden hingestreckt unter dem blauen, stahlharten Himmel und ließ sich die silberne Haut sonnen. Erst ganz allmählich, als schon die Osterglocken klangen, zeigte sich jener bläuliche Dunst über den Buchenwipfeln, der das Schwellen der Säfte in den Knospen ankündigt. Es polterte endlich ein Ungetüm von Föhn über die Berge herab und brüllte: Leben, neues Leben!, schmolz den Schnee und machte die Eisdecke fahl. Aber dann flockte wieder tagelang Neuschnee. Der Winter hatte sich nur wie ein verschlafener Faulpelz auf die andere Seite gelegt und schnarchte wieder grausam lange Nächte und verklebte die Knospen. Dann zogen sie aus überall dahin, wo eine Quelle den gesegneten Mund aus der Tiefe öffnete, und suchten Kresse und brachten sie den Kranken, zogen weit und breit umher an den Südrändern der Waldhänge, und wo sich an geschützten Stellen Laub aufzurollen begann, streiften sie es ab und brachten es dem Vieh und hackten es zu Brei, sich zur Speise. Alte Mütter wußten das Geheimnis der Zehrwurz, die ganz früh in geilen Stengeln kommt; sie brieten sie und wandelten so das Giftkraut zu guter Nahrung. Dann kamen zarte Nesseln, der Gute Heinrich und der Rote Heinrich, und heilten den Ekel vor allem Fleisch und den kranken Quell des Blutes. Die Stare waren zurückgekehrt. Die Lerchen kamen und sangen das Lied des Lebens über der kahlen todtraurigen Flur. Wie alte zittrige Mütterlein geleitete man das Vieh in den Buint, wo ein grüner Hauch hinter den Hecken sich zeigte. Sie schnoben gierig und bissen in Gras und Erde. Ein kümmerlicher Rest kümmerlichen Viehs war gerettet. Die Wintersaat sproßte. Das Feld lag geöffnet da, aber weithin war die Flur erstickt wie ein Verschütteter, ausgewintert und verkommen. Die kahlen Flächen, die Brachen lagen kläglich da und verlangten nach neuem Saatgut. Aber woher Samen nehmen?

Schon in der Heriberga zu Füssen war Germar mit Hramuth und Liauthari in Zwist geraten. Als diese hörten, das Kloster habe das lombardische Getreide seinen eigenen und Lehensleuten weitergegeben, wollten beide auf der Stelle ihre Höfe dem Kloster hingeben: das sei ohnehin schon auf jedem Feldzug ihr Vorhaben gewesen. Was habe man von seiner Freiheit? Die Last des Kriegsdienstes und die vielen Dinggänge. Wenn man wieder daheim hocke, lasse man sich freiwillig von einem dummen Stolz verleiten, den Vorsatz der vernünftigen Stunde aufzugeben.

Darüber stritten sie nun, so oft sie zusammenkamen, um einen Ausweg aus diesem Elend zu beraten: Hramuth sagte: „Die Großen haben immer Mittel und Macht, einer Not zu begegnen. Sie haben Besitz in allen Himmelsgegenden; irgendwo können sie also

Erztür vom Dom Photo Marburg

wohl schöpfen, und sie werden sorgen, daß keiner, der zu ihnen gehört, verderben muß. Wer eine Kuh melken will, wird sie nicht hungern lassen. Wer zu einem Starken gehört, hat selber Anteil an seiner Stärke."

Aber Germar erwiderte ihm, was er jedem entgegenhielt, der ihn in dieser Sache anging: „Wer die Macht hat, schafft das Recht. Verliert der Bauer das Ding, dann wächst das Gesetz gegen ihn. Braucht dich der König nicht mehr für seine Kriege, dann belohnt er seine Krieger mit dir. Ohne Schwert — ohne Mund. Schon macht nicht mehr allein die Geburt den freien Mann, nicht mehr ererbter Grund und Boden den freien Adel, sondern der mit der Waffe geleistete Dienst. Das muß so enden, daß die Mächtigen die Hirten sind, der Bauer das Vieh. Ihr habt doch gesehen, daß es drüben in Franken und Burgund schon weithin so ist. Seht, das ist die Schlange im Garten des Bauern, die sagt: Vertraue mir dein Schwert, und ich werde es für dich führen! Was willst du tun, wenn er es nimmt und auf dich einschlägt, wie dein letztes Recht wahren, wenn du machtlos bist?"

Schließlich hielten die Magen dem Meier mit Grimm entgegen: „Also du, eben jetzt hast du Gelegenheit zu zeigen, wie stark der Bauer aus sich selber ist. Wir Bauern sollen zusammenstehen. Gut! Wir stehen zusammen. Wir warten nur auf dich."

Sie konnten nicht wissen, wie tief ihn ihr Hohn verwundete. Denn wohl konnte er zu Saatkorn kommen, aber dann mußte er seine Tochter opfern. Sooft er auf diesen Entschluß zuging, schauderte er zurück und ließ sich wieder von der inneren Stimme geißeln: Du bist ein schlechter Meier. Du machst von deinen Rechten einen starken Gebrauch, aber nicht von deinen Pflichten. Am Sonntag im Betbur hatte er von einem biblischen Kämpen gehört, der für den Sieg seines Volkes das Erste, was ihm bei der Heimkehr begegnen würde, zu opfern versprach, und es war dann seine Tochter. Er mußte sie auf den Brandopferaltar legen wie ein Lamm. Wer so gesinnt ist, verdient, Führer und Hauptmann zu sein.



Kuna aber soll keineswegs auf den Opferaltar, sondern Frau eines schönen reichen Mannes werden, der nur den einen Fehler hat, daß er fremden Blutes ist. Freilich, er ist Händler, und auch das ist ein Makel, für Unehren gilt dies Gewerbe, das er treibt,

wenigstens immer noch bei uns. Bido wird aus seinem Hügel auffahren, wenn der Nachfahre so etwas tut; aber wird er nicht auch auffahren und den Nachkommen verachten, wenn dieser den Krieg gegen die Not der Mark verliert?
Er wußte, daß Lucius in Augsburg großen Besitz hatte, und daß die Familie viele Schätze an Waren nach dem festen Augsburg geflüchtet hatte. Auch das konnte er in Escongau erfahren, daß der Kaufmann das Kommende nicht weniger klug vorausgesehen hatte wie das Kloster. Er hatte bis zum letzten Augenblick, solange die Pässe offen lagen, Korn über die Berge geschafft, obwohl doch die Stadt selbst mitten im Kornland lag.
Als die Pferde auf der Weide aus taumelnden Gespenstern wieder zu Tieren wurden, die einen guten Schritt gehen, ja laufen konnten, wurde Germar der Anblick der vielen Brachfelder unerträglich. Wofür hatte man gerodet? Soll man alles wieder der Wildnis und den Trollen überlassen?
Öfter als je in den vergangenen Jahren dachte er an Sulvana, und wie sie ihn köstlicher gedünkt hatte als alle Mädchen seines Stammes. Wie quick und klug und völlig Anmut! Und sie kann doch diese Täler hier oben seit uralten Zeiten Heimat ihrer Sippe nennen. Kein Sklavenblut ist in ihr.
Er sah Kuna mit der Mutter zusammen bei der Arbeit, immer ernsthaft, ihr Gang vergleichbar dem eines edlen Jünglings, der auf der spröden Weide das wunderschöne Spiel sehniger Glieder gelernt hat. Sie ist nun eine Jungfrau, die man wohl in die Ehe geben könnte. Es hat der Strenge dieser Mutter nicht bedurft, um sie tüchtig in allen Quenapflichten zu machen, nie des Antriebes, sie hat alles mit Begier ergriffen wie die Burschen das Waffenwerk. Herilo sagt: Wäre sie am Hoflager, so könnte sie Karol und Karlmann, den Königssöhnen, gefährlich sein, die so gute Augen für Frauenschönheit haben. Er ist der Meinung, keiner der Söhne könne mir so viel Hoffnung geben, in eine edle Sippe hineinzukommen, wie sie. Was wird er sagen, wenn ich tue, was ich vorhabe? Aber wie kann man jetzt, wo der Hunger umgeht und alles Volk in diesen einen Krieg zwingt, an solche Hoffart denken? Herilo — was für ein Glück hat ihm seine Großmannssucht gebracht? Er war ihnen doch nur der nachgeborene Bauernsohn, der Abenteurer, und sie haben ihn betrogen. An was denkt Kuna? Sie scheint viel zu denken, aber sicher nur an Macht und Glanz. Denn sie ist Reginalds Liebling, und Reginald ist schon jetzt ganz anders, ehrgeiziger, als er selber es je gewesen ist.
„Was sollen wir denn mit unserem Feld machen?" fragten ihn die Magen, sooft er sie traf. Als ob er einen Samen vom blauen Himmel kratzen könnte.
Kuna war nicht zärtlich zu ihm. Aber sie fand hundert Gelegenheiten, ihm unvermerkt einen kleinen Dienst zu erweisen, einen geheimen Wunsch zu erraten. Sie fragte nicht nach seinem Kummer, aber sie suchte ihn zu trösten. Schier bösartig schien es ihm, ihr nun so zu danken. Aber die Zeit drängte. Schon erwachte altes Gelüste in der Jugend, das Gold von Byzanz kam wie ein lockender Schatz aus der Tiefe, Gesänge, die vergessen schienen, wachten wieder auf. Verwünscht wurden die Rodungen. Gerächt hätten sich die vertriebenen Elben. Keiner der byzantinischen Söldner war je zurückgekehrt, um so glänzender ließ sich ihr Los umträumen.

„Kuna, nun setze dich zu mir. Das Gewaffen ist fertig geputzt und gefettet. Ich habe dir etwas zu sagen."
Sie befanden sich in dem Waffenspeicher, dessen offene Tür Licht spendete.
Gehorsam setzte sich Kuna und schaute ihn mit vertrauensvollen Augen an.
„Ich will dich in diesen Tagen versprechen. Es ist Zeit, daß du einen Mann bekommst. Wer weiß, ob ich im kommenden Jahr noch für dich sorgen kann. Ich habe mich darum entschlossen, dich einem mächtigen und reichen Mann zu geben, bei dem du niemals Not leiden mußt. Er hat um dich geworben. Kletus, des Lucius und der Sulvana Sohn. Du ahnst wohl nicht, wie reich ihre Häuser sind. Er könnte dich in Seide und Gold kleiden."
Er sah, wie sie erblaßte, ihre Augen bekamen einen dunklen, feuchten Glanz, die Nasenflügel bebten. Zugleich aber kam ein Zug von Härte und Entschlossenheit in ihr Gesicht, der sie ihrer Mutter ähnlicher machte als sonst.
Sie schwieg, schüttelte aber ganz leise, aus unbeugsamer Entschlossenheit den Kopf. Nun offenbarte er ihr seine Not und Hoffnung: in Augsburg, der Stadt, die wie eine weitläufige Burg sei und darauf vorbereitet, von den avarischen Hunnen eingeschlossen zu werden, liege in weiten Speichern Korn für den Fall der Belagerung. Der Familie des Lucius sei die Lieferung anvertraut. „Und nun, denke, durch seine Freundschaft könnten wir Saatkorn bekommen. Hungern doch sogar unsere Felder, und wie werden wir hungern müssen, wenn wir nicht auswandern wollen!"
Nun sagte sie hart, empört: „Also, ich soll geopfert werden!" Er hielt ihrem zornigen Blick stand und sagte endlich weich und leis: „Geopfert, Kuna, für uns alle, dann, wenn es wirklich so ist, daß Kletus dir nicht gefallen kann und daß es dir widerwärtig ist, in ein Stadthaus zu kommen, obwohl ... sie



haben auch Landhäuser, und dein Leben wäre um vieles angenehmer, als wenn du selbst einen Grafen heiraten könntest. Auch ist Kletus ein schöner und guter Mann, wie du weißt, seine Mutter würde dich lieben wohl wie deine eigene Mutter."

Nun sah er, wie sie mit sich rang, rot und blaß wurde und auf ihrer Oberlippe Perlen erschienen. Ihr ganzer Leib bebte, ihre Augen starrten. Er sah, daß sie hart um einen Entschluß rang, konnte aber nicht wissen, daß sie bis zur Ohnmacht mit einem Satz rang: „Ich habe mich schon versprochen!" — sollte sie ihn hinausschreien und damit ihren unweigerlichen Entschluß, willens, ihm in den Tod treu zu bleiben? Aber der Vater hatte aus wunder, aus einer wahrhaft liebenden Seele dies furchtbare Wort gesagt: Geopfert. Sie begriff, daß der Meier den Vater überrannt hatte, daß ihr Opfer auch das seine war, das er sich schwer abgerungen hatte, obwohl er die Vorteile dieser Heirat so beredt aufzählte. Sollte es denn wirklich so sein, daß sie die Retterin der Magenschaft werden konnte? Sie sollte wie Frau Holla den Samen bringen, wenn alle verzweifelt Himmel und Erde absuchten: Muß nicht der Krieger sein Leben gegen den Drachen ein-

Sie stieß hervor: „Ich mag ihn nicht, den Händler.“ Sie sagte nicht, den Walchen, denn auch Adalnis Mutter war eine Walchin.
„Ich hätte mich lieber in den Lachssee geworfen als ihn geheiratet. Aber wenn ich mit meiner Heirat Korn kaufen kann, mag er mich haben ... wenn er mich will. Wenn ich ihn auch lieber erwürgen als ihm die Brautnacht schenken möchte.“
Dieses Wort hatte Germar nicht erwartet. Wohl Tränen und einen stillen Kummer. Aber nun dieses ingrimmige Auftrotzen! Diese ingrimmige Bereitschaft wie zu einem Kampf auf Leben und Tod!
Er erwiderte mit Unwillen: „Du verstehst mich falsch, Kuna, so ist es nicht, daß Kletus dich kaufen, dich wider Willen zwingen möchte. Nein, er hat nach Recht und Sitte vor dieser Not um dich geworben, sich bereit erklärt, auf dich zu warten, bis du dem Vaterwillen den eigenen beugtest. Und es ist auch nicht so, daß wir dich wie ein willenloses Schlachtopfer nötigen möchten. Nein, lieber gehen wir zugrunde, als daß wir dich mit Gewalt in ein widerwärtiges Ehebett zwingen wollten. Obzwar ... du wirst wohl wissen, daß der Vater das Recht und die Gewalt hat, dir den Gemahl auszuwählen. Ich möchte auch dem Kletus nicht eine Braut am Strick zuführen. Denn er verlangt nach dir aus Liebe. Einen großen Brautschatz kann er ja von einem Bauern nicht erwarten, zumal in solchen Zeiten.“
Kuna senkte den Kopf wie ein gescholtenes Kind. Leise, aber sehr bestimmt sagte sie: „Mein Vater soll meinetwegen nicht traurig sein. Ich will versuchen, seinen Willen als Gottes Willen hinzunehmen.“
Die Mutter wünschte diese Heirat schon darum nicht, weil sie einen Verkehr mit Sulvana erneuern mußte, aber da sie sich mit eisernem Willen vorgenommen hatte, nie mehr auch nur den Anschein von Eifersucht oder Abneigung zu erwecken, so fügte sie sich mit erzwungener Gelassenheit.
Es wurde beschlossen, daß Kuna nach Augsburg mitfahren sollte, damit sie nicht nur den Mann, sondern auch seinen Besitz kennen lerne, ehe sie dem Willen des Vaters das letzte und entscheidende Ja sagte.
In diesen Zeiten verließen viele arme Menschen die Hütten, in denen sogar die Mäuse hungerten, und begaben sich auf die großen Straßen. Sie schlossen sich zu Banden zusammen und überfielen Gehöfte und Wanderer. Es war darum notwendig, sich vorzusehen und in guter Bedeckung zu reisen. Der Meier nahm den Kriegswagen mit, Hramuth und Liauthari, dazu Adalni und zwei starke Knechte. Die Männer ritten auf den noch brauchbaren Pferden. Einer der Knechte lenkte den Wagen, in dem Kuna saß, still und verschleiert, in einen Schaffellmantel gehüllt. Ihre guten Kleider lagen in einer Truhe des Wagens geborgen. Die Magen hatten allen Gold- und Silberschmuck, den sie ererbt oder erworben hatten, zum Getreidekauf zusammengeschossen. Die Hochstraße lief unweit von der Lechschlucht hin, in einem einförmigen, kaum bewohnten Tal, das sich schließlich zu einer öden Steppe ausweitete. Streckenweise wurden sie von Wölfen verfolgt, dann wieder wollten sich Begleiter aufdrängen, denen man mißtrauen mußte. Sie bettelten und suchten schließlich zu stehlen. Als man sie vertrieb, zogen sie mit wilden Drohungen ab. Bisweilen rauschte ein Regen- oder Graupenschauer auf sie nieder. Dann wieder stiegen Lerchen jubelnd zum blauen Himmel und den flockig weißen Wolken. Meist aber hörten sie keinen anderen Laut als das Gekrächze von Rabenschwärmen und den Schrei jagender Fischreiher.
Als sie unfern der Stadt an Gehöfte und Dörfer herankamen, sahen sie Weiber, die aus hochgebauschten Tüchern säten. Aber immer standen Männer bewaffnet bei ihnen, während andere ein nahes Gebüsch bewachten.
Germar, der vorausritt, war eigentlich ein wenig verläßlicher Späher. Immer wieder überdachte er, wie er sich verhalten sollte. In Escongau hatte er erfahren, wie er in Augsburg nach Lucius fragen müsse. Er hielt es für unehrenhaft, die Kaufleute um Korn anzugehen, wenn er sie durch Verweigerung der gewünschten Braut kränkte. Kletus würde sich begreiflicherweise verschließen und ihn vielleicht gar mit Hohn wegschicken. Gleichwohl suchte er immerzu nach einem Weg, wie er Kuna ganz aus diesem Handel lösen könne. Schließlich kam er ja nicht, Korn zu betteln, sondern konnte bezahlen. Auch gab es wohl noch andere Kaufleute, an die er sich wenden konnte.
Für Kuna war es die größte Qual, daß Adalni ahnungslos mit auf dieser Fahrt war. Er durfte reiten und war darum frohen Mutes. Zur Zeit der Rast führte er die Pferde gegen den Lech hinab, weil das steinige Feld um die Hochstraße noch im grauen Winterwasen dalag. Er zeigte dabei wieder seine verläßliche Art; geistesgegenwärtig, rasch von Entschluß, war er einer Gefahr schon begegnet, ehe andere sie entdeckt hatten. Unbefangen lachte er Kuna an, immer im Glauben, sie sei aus Furcht und schon aus Heimweh so starr und versiegelt. Gleichwohl versank auch er bisweilen in die Schwermut dieser öden Gegend, denn er rang mit dem Entschluß, von Bidingen loszukommen. Er besaß wohl die freie Hube. Aber sollte er nun zum Danke für die Freilassung nach der Tochter seines Wohltäters greifen? Nie würde dieses heimliche Verlöbnis gut enden. Wie wäre es, wenn er in Augsburg sein

Gütchen verkaufen würde und sich in den Dienst des Lucius stellte, der auch um ihn schon geworben hatte? Denn er brauchte unerschrockene, wendige Burschen, denen er seine Warenzüge anvertrauen konnte. Kuna ist jung. Wenn sie einmal so reif ist, daß sie weiß, wer sie und wer er ist, wird sie sich nach ihrem Stande und ihrer Sippe entscheiden. Er selber genießt beim Meier und bei der Quena alle Ehren, aber nur so lange — das ist gewiß — als er innerhalb seiner Grenzen bleibt. Wer Schalk gewesen ist, bleibt als Schalk gezeichnet; kein Wohlwollen wischt es ab. Dazu kommt, daß Kuna die Schönste, man sagt, im ganzen Geltengau ist. Und Reginald steht vor ihr mit seinem harten Stolz. Wenn nun gar ein Freigelassener die Frechheit haben sollte . . . sie würden über ihn herfallen, die Jungen der ganzen Mark.

Freilich, wäre er freigeboren, so getraute er sich wohl zu, auf andere Weise über seine Armut hinauszuwachsen. Er hatte auf den Kriegszügen die Augen aufgehabt und gesehen, wie die Reiter der Bischöfe, großer Äbte und des großen Adels durch ihre Dienste zu reichen Lehen kamen, wenn sie ihren Mann stellen und auch den Kopf als Faust zu gebrauchen wissen. So aber bliebe ihm nichts übrig, wollte er zu Kuna kommen, als mit ihr heimlich ins Weite zu gehen, also sie und sich zu ächten. Sie wäre vielleicht bereit, dieses alles auf sich zu nehmen. Aber wohin fliehen? Ins Abenteuer, ins Elend vielleicht, und wie sollte er sich eine solche Lumperei verzeihen?

Es durfte nur ein Mann mit einem Knecht in die vorsichtig bewachte Stadt hineingehen, und auch diese mußten die Waffen bis auf das Schwert ablegen. Innerhalb der Mauern gab es wieder einen bischöflichen, einen klösterlichen und einen gräflichen Bezirk, von denen jeder durch eigene Dienstleute gesichert wurde. Germar schritt neben Kuna, Adalni hinter sich, mit Kriegerschritt, stolz und frei, wie sie es in den Städten des westlichen Franken recht mit Nachdruck getan hatten, zwischen dem huschelnden städtischen Volk und den vielen Bauern dahin, die ein Markt hergelockt hatte. Ein gemieteter Bursche zeigte ihnen den Weg zu Lucius, den sie im Kaufgewölbe antrafen. Germar sah sofort, daß er verlegen war. Er schützte Eile vor und entschuldigte sich; er müsse zu seinen Brennöfen vor die Stadt. Getreide — da müsse er sich an seinen Bruder Cambos wenden, aber er glaube nicht, daß noch etwas zu machen sei. Die Stadt habe die Ausfuhr untersagt, da ja vor der neuen Ernte keine Lieferungen zu erwarten seien. Im getreidereichen Donaugebiet seien die avarischen Hunnen eingefallen. Aber vielleicht könne Cambos etwas zusammenkratzen aus alter Freundschaft. Kletus sei übrigens nach Baiuwarien hinüber, wo Herzog Thassilo gegen den Hunger statt gegen irgendwelche Feinde rechtzeitig angetreten sei. Dort könne man vielleicht noch etwas holen, wenn man die Kosten nicht scheue. Im übrigen verwies er sie an Sulvana; sie sei draussen beim Santuario der heiligen Afra, wo sie einen Kaufstand beaufsichtige. „Einstweilen laßt euch in der Gaststube bedienen, ich werde Auftrag geben, daß alles nach euren Wünschen geschieht."

Germar merkte, daß etwas nicht in Ordnung sei. Lucius benahm sich anders wie sonst, so als ob er sich schäme und nur vorhabe, sie zu beschwichtigen. Sollte er sie wirklich mit leeren Händen heimschicken? Sie wurden aber in der weiten und gut ausgestatteten Stube mit Auszeichnung bewirtet. Nicht lange, nachdem sie sich umgezogen und ihren Hunger gesättigt hatten und nun den Umtrieb mit Kisten und Fässern aller Art im Hofraum zu beobachten begannen, kam Sulvana dahergeschnauft. Und nun war es, als seien sie ihr wie lang ersehnte Gäste gekommen. Sulvana war ganz Bewegung und Freude. Sie schaute zu Germar auf und kam mit ihren Blicken nicht von ihm los, indem sie in Ausrufe des Bedauerns und der Klage über seine Verunstaltung und Hagerkeit ausbrach.

Endlich wandte sie sich Kuna zu und küßte sie auf beide Wangen, wobei sie sich auf die Zehenspitzen stellen mußte.

„Du bist also die Tochter! Eine solch stattliche Tochter hast du, Germar! Ich habe es mir ja denken können. Aber gleichwohl, eine solche Wohlgestalt habe ich mir nicht vorgestellt. Laß dich nochmals umfangen. Tochter! Mein Herz liebt dich schon lange, und wir werden jetzt ganz große Freunde sein. Du fremdest noch, wie könnte es anders sein, und traurig bist du? Hat euch mein Lucius nicht gut aufgenommen? Hat er schon mit euch gesprochen? Ihr habt einen bösen Winter hinter euch. Wir leben in einer Zeit wie vor dem Ende der Zeiten, und es steht so, daß nicht alle sich auf das Gericht vorbereiten. Aber ich rede und rede — verzeiht meinen Überschwang! Ihr müßt mit mir nach oben kommen. Euer Begleiter kann in die Gesindestube gehen; ich ordne alles an, und dann mag er sich den Tag in der Stadt vertreiben. Ich muß euch allein haben."

Germar sagte, er möge nicht an weitere Gastfreundschaft denken, bevor er wisse, ob er Saatgut bekomme, denn dazu sei er hier, und davon hänge Gedeih oder Verderb seiner Markgenossen ab. Lucius habe ihnen schlechte Aussichten gemacht.

„Hat er? Oh, das tut er immer!" rief sie aus. „Er gehört auch zu den Kaufleuten, die nicht an das

Ende denken, sondern die Not zum großen Geschäfte machen. Aber ich weiß, daß sie Vorräte bergen, sie sind es ja gewohnt, kommende Zeiten zu wittern und sich einzurichten. Sie haben sich eingerichtet, er wie Cambos."

Als sie oben waren, in einer Stube, die mit Estrich- und Wandteppichen geschmückt war und mit wunderbar bemalten Prunkkrügen, umarmte sie nochmals Kuna unter Tränen und sagte: „Ach jetzt, da ich dich von Angesicht zu Angesicht sehe, zerreißt es mir erst das Herz, daß mein Sohn dich nicht haben darf. Er hat sich dem Vater beugen müssen, der ihm schon seit langem eine Braut ausgewählt hat, eine aus unserem Stamme und eine Erbtochter mit reicher Verwandtschaft. Wenn Lucius einmal etwas will und er sieht ein Geschäft, dann ist er Wolf und das andere Lamm. Er würde mich jetzt auch nicht mehr nehmen. Damals war er selber noch ein kleiner Mann."

Sie merkte in ihrem Überschwang gar nicht, wie die Gesichter der Gäste sich entspannten und aufheiterten, und fuhr fort zu ermuntern: „Nein, du mußt nicht traurig sein, du stolze Waldblume, du würdest dich schwer in die Stadt, in das Getriebe des Geschäftes und in die fremde Sippe einfügen. Wir sprechen unter uns immer noch romanisch, sieh, und unsere Verwandten fühlen sich in aller Heimlichkeit noch über uns erhaben. Du hättest sehr gelitten, du müßtest mehr als nur unsere Sprache lernen."

Wenn ein schweres Gewitter den ganzen Himmel wie mit einer ehernen Mauer eingedeckt hat und nun brechen plötzlich diese düsteren Wände und der blaue Himmel lacht wieder und die Sonne, als hätte sie unterdessen ihr Feuer aufgestaut, gießt eine wonnevolle Fülle von Licht und leuchtenden Farben auf alle Kreatur: so strahlte Kuna, so jubelte ihr Herz, so wich alle Schwere von ihr, und nicht viel anders sah Germar aus.

Sulvana hatte bereits Cambos herbestellt. Er kam und sah noch härter aus als der Bruder, hager, abgetrieben, klein, aber breitschultrig und stachelhaarig. Er kam lachend herein. Sulvana begrüßte ihn mit den Worten: „Dies hier sind meine Freunde, der Meier Germar, du weißt also, mein Lebensretter, und du hast ihnen Saatkorn zu liefern."

Er hörte auf zu lächeln und blickte sie mit seinen listigen, dunklen Augen wie entsetzt an. „Schwägerin, deine Freunde in Ehren, aber du weißt von dem Verbot, du weißt außerdem . . ."

„Ich weiß, daß ihr noch über freies Getreide verfügt, ihr wollt nur auf höhere Preise warten. Also, Schwager, dies eine Mal mußt du mir einen Gefallen erweisen, Lucius und ich haben diesen Freunden noch manche Schuld abzutragen. Sie sind doch auch Kunden seit Jahren, verstehst du! Sie müssen bekommen, was sie verlangen, Gerste, Haber, Bohnen, Erbsen, Roggen, Feesen. Sie wollen es ja nicht betteln . . . jedoch auch keine Wucherpreise zahlen . . . vergiß nie — Freunde. Freunde per carita de Dei!"

Der Kaufmann hob bedenklich die Schultern und schien abzulehnen. Aber da schrie ihn Sulvana an: „Schwager, sollen wir weiter verwandt sein . . . diesen Leuten wird anständig, wird wie unter Brüdern geholfen, capito?"

Jetzt erst sah Kuna, wie schön Sulvana immer noch war, wie wunderschön sie einmal gewesen sein mußte, als ihr reiches, schweres Haar noch ganz dunkel, ihr zart ovales Gesicht noch ganz glatt und samten gewesen war; noch hatte sie die zierlichen Zähne makellos, und unter den weitgeschwungenen Brauen diese großen, dunklen Nornenaugen, die jetzt sprühten.

„Buene, buene", beschwichtigte Cambos, aber er schien den Anblick ihres Zornes wie ein geliebtes Spiel zu genießen.

Auf einmal wandte er sich lachend an Germar: „Sage, Meier, wer könnte wagen, einer solchen Gebieterin zu widerstehen? Unsere Sulvana ist die Sanfteste, Frömmste und Gütigste in unserer ganzen Verwandtschaft, aber man muß ihr den Willen lassen. Und was sie sich in den Kopf gesetzt hat . . . mag die Stadt hungern, der arme Cambos straffällig werden, ihr Freund muß sein Saatgut haben."

„Ja", rief sie aus, „er muß es haben!" und sie umarmte und küßte ihn auf die beiden borstigen Wangen. „Und das sage ich dir", fügte sie noch hinzu, „ohne Wucher! Beim Feilschen um den Preis werde ich zugegen sein!"

Danach wurden Hramuth und Liauthari in die Stadt geholt, Pferde und Wagen in einen Schuppen des Lucius gebracht und auf der Stelle mit Auslesen und Abwägen der Ware begonnen, in aller Heimlichkeit, obwohl noch viele Vorräte vorhanden waren. Was die Krieger im Langobardenland und bei den Aquitaniern an Schmuck und Gold erbeutet hatten, ging in die Hände des Kaufmanns über, auch aller Schmuck der Frauen, dazu Pelze. Es war ein hartes Feilschen, mochte Sulvana auch fauchen oder ihre anmutigsten Scherzreden sprühen.

Inzwischen hatten Hramuth und Liauthari vor der Stadt allerlei Wichtiges aufgefangen. Da waren Bauern von weither gekommen, um dem Bischof ihre Höfe anzubieten und sich von Kriegs- und Dinglast zu lösen. Andere wollten lieber dem Afrakloster das Geschenk ihrer Freiheit anvertrauen; wieder andere waren gesonnen, das Heil ihrer Seelen durch

eine völlige Hingabe ihres Besitzes zu sichern, denn das Ende der Welt stehe ohnehin nahe bevor — was nütze da aller Welt Zier! Eine Seherin habe verkündet, statt der Ostersonne werde das nächste Mal Christus mit seinen Engeln zum Gerichte erscheinen. Hramuth und besonders Liauthari fürchteten, gegen die Baiuwaren marschieren zu müssen, denn Herislis hat Herzog Thassilo begangen, und der König wird ihn dafür mit Krieg überziehen, sobald er in Aquitanien frei ist. Wie sie nun so dahinschritten, besprachen sie ihre Absichten, sich dem Bischof hinzugeben, mit Germar. Der Meier schwieg. Auf einmal sagte er: „Schaut euch doch um!" Sie gingen an Herbergen vorbei, an Warengewölben und kamen auf den Markt. Die Magen sagten: „Wohl haben wir die Augen offen." „Seht ihr denn nichts? Seht ihr diese Bauern hier nicht?" „Wir sehen sie, was meinst du, Germar?" Er schüttelte nur den Kopf. Sie gingen weiter, schweigsam, ja schließlich ganz in sich versunken. Germar düster, ganz Neugier und lautes Staunen die Magen. Es kamen Reiter daher, denen das Volk wie großen Herren auswich, und doch waren sie nur Dienstleute des Grafen oder des Bischofs. Germar und seine Begleiter schritten stolz und wuchtig dahin, wichen aus oder ließen sich ausweichen, wie es Recht und Brauch unter Kriegern war. Wollte einer der jungen Burschen keck werden, dann spreizte Germar die Beine und schrie ihn an, die Hand am Schwertgriff. Aber sie wurden wenig belästigt.

„Hast du einen Kummer?" fragten die Magen. „Ja! Und ihr nicht?"

Da traf es sich, daß gräfliche Reiter daherkamen, und ein Bauer, ein Mann von riesigem Körperbau, aber statt mit der Waffe nur mit einem Stock bewehrt, in seinem Staunen auszuweichen vergaß. Schon hatte er einen Hieb mit der Reitpeitsche im Gesicht und duckte sich, zwar Grimm in den Augen, aber stumm und verdemütigt zur Seite. Da wandte sich Germar an die Begleiter: „Habt ihr es gesehen? Das ist mein Kummer. Wie hündisch sie sind, die Waffenlosen, wie scheu und schalkhaft, die nie mehr aus ihrem Winkel in die weite Welt kommen. So wird euch geschehen, wenn ihr die Freiheit verkauft."

Sie hatten vor, am anderen Morgen so schnell wie möglich zu ihren lechzenden Saatfeldern zurückzukehren. Aber Lucius bat sie, noch einen Tag zu warten, da er sich ihnen mit einem Warenzug ins Oberland anschließen wollte — sie wären dann einer durch den andern gesichert, — und Sulvana redete ihnen zu, das Fest zu Ehren der Martyrin Afra nicht zu versäumen. Es wäre doch Sünde, die Stadt zu verlassen, ohne ihr Grab und Heiligtum verehrt zu haben, zu der Wallfahrer aus der halben christlichen Welt pilgerten. Sie sei eine große Patronin aller Bedrängten. „Ihr werdet Augen machen! Das Sanctuarium ist wie eine Schatzkammer des Himmels. Der Bischof wird morgen eine hohe Messe am Altar der Heiligen feiern."

So blieben denn die Bidinger in dem Stadthaus, das ihnen allerdings wie ein schöner Käfig vorkam. Kuna ging, Müdigkeit vorschützend, bald zu Bette, aber die drei Männer blieben noch lange in der schönen Stube bei einem reichlichen Mahl und trefflichem Lombardenwein sitzen. Lucius hatte sich endlich auch eingefunden. Er war durch seine Frau davon verständigt, daß die Bidinger in keiner Weise auf die Werbung des Kletus zurückkommen wollten, und hatte darum eine gute Laune mitgebracht.

Buchenklötze glimmten im Kamin, so daß den Bauern, die solches um diese Jahreszeit nicht gewöhnt waren, bald warm wurde. Sie bestaunten am meisten die Öllämpchen, die an ästigen Bronzeständern hingen und wie flammende Blumen aussahen.

Lucius war offenbar sehr ungehalten auf den Baiuwarenherzog, der durch seine Herislis einen neuen Krieg heraufbeschworen habe. „Wieder einmal wird das Südland diesseits und jenseits der Alpen in Brand gesetzt werden. Die Herzöge — es ist überall gleich —" schalt er, „sie möchten alle selber König spielen. Der Baiuware wird gar von seinen Bischöfen gestützt, weil auch sie mit einer baiuwarischen Kirchenhoheit zu steigen meinen. Aber sie werden es noch erleben, daß kleine Herren strenger regieren als große. Ich habe ja all diese Dinge in Italien verfolgen können. Immer, wenn Ordnung war, wenn ein König daran war, ganz Italien zu einen, dann sind die Herzöge aufgestanden und haben das gute Gewebe wieder verstückelt, alles unter dem schönen Namen Freiheit. Aber der Freiheitswahn ist es, der den Untergang der Freiheit bringt. Das scheint Schicksal zu sein. Wieviel Blut fließt doch, um die einigende Macht machtlos zu machen!"

Auch Sulvana hatte ihrem Mann aufmerksam zugehört. Nun lächelte sie und sagte mit ihrer sanften, klingenden Stimme: „Wärest du Krieger, Lucius, so hättest du zu dieser Weisheit nicht gefunden. Du bist Kaufmann und kannst nur im Frieden gedeihen. Aber bedenke, was haben die Dichter und Sänger aller Völker besungen, den Krieger oder den Kaufmann? Obwohl doch auch der Kaufmann viele Gefahren bestehen muß und sein ganzes Handeln von Wagnis begleitet ist. Die Tapferkeit im Kriege wird besungen."

„Möge sie besungen werden!" fuhr ihr Lucius unwirsch in die Rede, „ich mißgönne es ihr nicht, und möge sie im Dienste des Friedens und der Ordnung

sich mit Ruhm bedecken. Aber Tapferkeit als Händelstifterin, die nichts kann und will und achtet als Kampf und Fehde — sage, was du willst, ist Tugend, die der Teufel besingen möge, denn sie ist seine Tugend."

In Augsburg, noch mehr als in Eptatikus, ging es Germar auf, was für ein ansehnlicher Mann der kleine, wendige Lucius war, und wie scharf er dachte und urteilte. Wenn seine dunkelbraunen Augen in dem rundlichen Gesicht zu leuchten begannen und die gebogene Nase unter der vorgewölbten Stirn wie ein Schnabel hin und her zuckte, während der dünnlippige Mund wie achtlos reiche Erfahrung kundtat, dann konnte man die schlecht gewachsene Figur vergessen.

Das geräumige Haus mit Lagerschuppen, Speichern und Kellern war mit Waren gefüllt, die Wohnräume — so dünkte es den Bauern — fürstlich. Gold- und Silberschmuck — kostbare langobardische Arbeit — lagen in schweren Truhen geborgen. Sulvana wies noch am Abend und dann am folgenden Morgen das alles vor, wie es schien keineswegs, weil sie stolz darauf war oder Freude an ihren Reichtümern hatte, sondern weil sie es für eine Pflicht der Gastfreundschaft hielt. Wenn Germar eine Fibel oder Spange besonders bewunderte, dann sagte sie sofort: „Oh, wenn es dir gefällt, dann nimm es mit — ich danke dir ja alles", so daß er sich hütete, ihr sein Wohlgefallen wie ein Begehren zu äußern. Sulvana selbst trug sich ganz einfach, ja fast nachlässig, und sie gestand, daß Lucius sie deswegen oft tadelte. Um das Geschäft selbst kümmerte sie sich offenbar wenig, das war ganz Sache des Mannes. Sie lebte erst auf, wenn von Hirschgley die Rede war. In der Heimat, am Fuße der Berge, bei den Bienen, Ziegen, beim Würz- und Obstgarten hatte sie ihr Herz zurückgelassen. So muß Eva von Eden geredet haben, wie sie vom väterlichen Höfchen sprach — selbst jener Blitz wurde ein Erlebnis, von lieblichster Erinnerung geweiht — aus seinem Flammenmantel war Germar getreten. Daß Lucius ein so fleißiger, ja großartiger Kaufmann war und sie in Reichtümer gesetzt hatte, rechnete sie ihm nicht sonderlich hoch an; jedenfalls, all diesen behäbigen Überfluß in dem ansehnlichen Stadthaus zählte sie nicht zu den Glücksgütern, die eines Aufhebens wert waren.

„Hast du ihnen die Vasen gezeigt?" fragte Lucius, als er zu den Lagerräumen abberufen wurde.

„Die Vasen, ach ja... daran habe ich nicht gedacht", antwortete Sulvana obenhin.

„Und doch sind sie unser wertvollster Besitz, Seltenheiten hier im Norden", gab er, ohne gekränkt zu erscheinen, zurück und wies ihnen auf Borden stehende Vasen — Krüge sagten sie selber — von sehr schöner Form, solche, die auf glänzend schwarzem Grund rote Götterszenen boten, und solche, die auf rotem Grund schwarzes Zierwerk und schwarze Figuren zeigten. Das seien Kunstwerke, viele hundert Jahre alt, in einer Technik, die heute verlorengegangen sei, auch in Farbe, die man heute nicht mehr gewinnen könne. Lucius verhielt sich so lange bei ihnen und belobte sie so umständlich, daß Sulvana Germar zuflüsterte: „Wie du wohl die Pferde zeigst!" Der Händler hatte es gehört und lächelte dem Meier zu: „Jawohl, wir Handelsleute müssen so etwas haben. Ich wenigstens, weil es draußen auf Handelsfahrten wochenlang oft nichts gibt als Unbilden, Ödnis, Feilschen und Gefahren jeder Art. Das hier gehört zu den Liebkosungen meiner Seele. Ich wollte, ich könnte sie wie Zuchttiere verwenden. Aber wo wären auch die Leute, die dafür Sinn und Mittel hätten? Was heute wirklich in Blüte steht, ist das Kriegshandwerk, und hochgezüchtet ist nur der Krieger."

Von Augsburg bewunderte Germar am meisten die hohen Flechtwerke und Mauern, die es umgaben: sie umfaßten alle Häuser zu einem einzigen Haus, zu einer unentrinnbaren Burg.

„Wohl uns, daß die Römer uns wenigstens diese steinerne Ordnung hinterlassen haben", sagte Lucius, „sonst wären unsere Häuser und Geschäfte nichts anderes als Honigwaben für die Bären — bald für den Franken, bald für den Baiuwaren und, was jetzt am meisten droht, für die avarischen Hunnen. Diese wilden Teufel kommen und gehen wie der Blitz übers offene Land, und gib acht, sie werden unserer Ecke zum Verhängnis."

Vor den Toren lag die Kirche der heiligen Afra, die in diesen Zeiten Augsburg allein noch berühmt machte und Pilger bis aus dem südlichsten Gallien anzog. Das Heiligtum war von einem weiten Etter umgeben, man hätte glauben können, man nähere sich einem großen Gutshof. Denn hinter dem Zaun lagen viele Gebäude, Priester- und Knechtshäuser. Sie alle überragte das altersgeschwärzte Kirchenhaus, aus runden, leicht behauenen Eichenstämmen gezimmert, einem hohen Mittelschiff lehnten sich zur Rechten und zur Linken mit abgeschrägten Dächern Seitenschiffe an. Aber nur ein Tor öffnete sich dem Besucher, wenn man durch einen Arkadenhof gegangen war, in dessen Mitte ein Brunnen fließendes Wasser sprudelte. Vor diesem Hofe waren Buden aufgestellt, in denen die Pilger Kerzen, Öl und allerlei wächserne und eiserne Weihegeschenke, als Pferde, Kühe, Schweine und auch einzelne Gliedmaßen kaufen konnten. Öl war der Teuerung wegen nur in ganz kleinen Fläschchen und für hohe Preise



zu haben. Germar trat an den Kaufladen heran und kaufte die dickste Kerze, die zu haben war.
„Als unsere Sache wider alles Erwarten einen solch glücklichen Verlauf nahm, da gelobte ich, der Santa Afra ein Weihegeschenk darzubringen."
„Willst du mir nicht auch ein Weihegeschenk kaufen", bat Kuna.
Er wählte eine schön gezierte, einschnäbelige Tonlampe und einen zierlichen Kerzenstengel. „Die Lampe kannst du nach Hause nehmen."

Danach betraten sie das heilige Blockhaus. Es lag fast ganz im Dunkel überall dort, wo nicht Lampen und Kerzen brannten, denn die Fenster aus dem zarten Kalbsfell waren wie blind. Ganz hell war eine Art Säulengehäuse, das vorne in die Kirche hineingestellt war. Das von vier Säulen getragene Dächlein hatte goldene Ziegel. Unten zogen sich ringsum Schranken von farbigem Marmelstein. „Dieses Tempelchen im Tempel birgt die aus dem Feuer geretteten Gebeine der Martyria Afra", raunte Sul-

vana. Zu ihm drängte sich viel Volk. Von dem Dachgebälk nieder hingen Lampen, um die Kristallscheibchen schimmerten. Auf vielen Leuchtern und Leuchtertischlein brannten hier auch ganze Beete von Kerzen, die im Zugwind wehten und qualmten. Germar drängte sich heran, entzündete seine Weihegabe und steckte sie auf. Rückwärts an der sehr schmalen Ostwand, hinter einem steinernen Hochsitz, sah Kuna im Wogen von Licht und Schatten ein strenges Frauenbild — die heilige Martyria auf einem Throne sitzend; eine Hand kam über ihr aus goldener Wolke und reichte ihr einen Kranz. Das also ist Santa Afra, so sitzt sie jetzt auf dem Throne. Zu beiden Seiten dieses Bildes brannten vielzüngige Lampen, von oben niederhängend. Wenn die Lichtlein vom Winde niedergezwungen wurden, dann schien die Heilige zu verschwinden oder sich zu bewegen, und dann wieder stand sie wie greifbar, wie ganz lebendig vor ihr. Kuna beugte ein Knie, tief aufgewühlt. Sie selber hatte Bido, den Urvater, nie bei seinem Hleo mit Augen gesehen, aber Adala, die Großmutter, wollte ihn gesehen haben und viele andere. Nun glaubte sie das mit zweifelndem Sinn Vernommene. Sie ging seitwärts, da traten ihr noch andere Gestalten entgegen: ein ganz seltsames Bildnis sah sie, als sie vom Volk weitergeschoben wurde. Es war ein Christuskopf im Schnittpunkt eines Kreuzes. In den vier Ecken der Balken schwebten geflügelt ein Engel, ein Löwe, ein Rind und ein Adler.
Im Gedränge merkte Germar anfangs nicht, daß jemand sich an seinen Pelz gedrängt und förmlich in seine Falten geborgen hatte. Nun schaute er doch nieder und sah, daß Kuna an ihn geschmiegt ihr Gesicht in seinem Mantel barg. „Kuna, was ist dir?“ Sie zitterte, hob das bleiche Antlitz mit angstgroßen Augen zu ihm auf und versteckte sich aufs neue, noch krampfhafter. „Kuna, was ist über dich gekommen, sollen wir hinausgehen?“ Sie nickte lebhaft ja, ja!
Er drängte dem Ausgang zu, aber es war unmöglich, hinauszukommen. Kuna sah von Zeit zu Zeit auf, starrte die Bilder an, und sogleich hüllte sie sich wieder ein. „Was ist dir?“ — „Oh, sie sind so schrecklich nah ... schrecklich sind sie. Ich fürchte sie!“ Wohl verstand er die Schauder des Kindes, denn ihm selber war, als würde er von Augen aus dem Jenseits angeblickt. Er beugte sich zu Kuna hinab: „Grüße sie, es sind Huldinnen!“
Doch jetzt erschien der Diakon mit Ordnern. Sie machten im Mittelschiffe Platz. Der Bischof wird mit seinen Klerikern zum Gottesdienste einziehen. Und schon erklangen die Glocken — unheimlich dünkte es Kuna, und dann umzauberte sie das holdseligste Flötengetöse, als ob alle Hirten zusammenspielten. Germar kannte das seit langem; sie hießen Orgel. Er umfaßte seine Tochter und streichelte sie leise, wie man mit Kosen Kinder beschwichtigt. Die Kanoniker sangen einziehend Psalmen. Der Bischof schritt an einem schön geschnitzten Hornstab. Nun blickten auch die Gestalten an den Wänden freundlicher, wurden klar und deutlich und verloren ihre gespenstische Kraft. Obwohl es sehr kalt war, vergaßen sie gleich den anderen Pilgern ihre körperlichen Beschwerden im Anbeten, im Schauen und Schaudern und in der Freude über das festliche Gastmahl des Göttlichen.
Als sie ins Freie traten, sah Germar, daß Kuna ihre Kerze eben in ihrem Täschchen bergen wollte. „Hast du sie nicht aufgesteckt?“ fragte er betroffen.
Sie schüttelte mit dem Kopf.
„Du hast wohl vergessen?“
Aber sie verneinte wieder mit stummem Deuten. Da wußte er, daß sie ein Geheimnis hütete und wollte sie nicht drängen, aber da gestand sie auf einmal von selbst: „Zürne nicht, aber die Santa Afra hat so viele Lichter und Opfergaben, und der Hleo unseres Ahnen ist seit den strengen Verboten ohne Spenden. Und so ist es mir gekommen, es könne nicht Sünde sein, ihm ein Weihelicht anzuzünden.“
Germar ging einige Schritt schweigend neben ihr. Dann legte er die Hand auf ihre Schulter und entschied „Licht — das mag wohl erlaubt sein, das ist wohl ein tröstliches Opfer, wenn sie im Dunkel sind, wenn sie frieren. Ich weiß ja nicht ... wer kann das wissen?“
Kuna zeigte nun aber keineswegs eine beglückte Miene, denn sie hatte dem Vater dennoch nicht die volle Wahrheit gesagt: Den Ahnen wollte sie durch das Opfer gewinnen. Denn strenger noch als die Lebenden sind die Toten, wenn es gilt, die Gesetze zu wahren. Bido ist Adalnis bitterster Feind.
Auf der Rückfahrt holperte der Bidinger Wagen inmitten eines Zuges von Saumtieren des Lucius. Vorn unter dem Bogen der Blahe saß Kuna mit starren Augen, bleich, todtraurig und so, als sähe sie keinen Sonnenschein und hörte keines der munteren Lieder, die die Knechte des Kaufmanns sangen. Adalni war nicht unter den begleitenden Reitern.
Er hatte sich Lucius und Cambos angeboten, war von ihnen angenommen worden und blieb in Augsburg. Man brauchte seine Dienste auf der Heimfahrt nicht mehr, da die Leute des Kaufmanns das Geleite verstärkt hatten.
Nicht ganz unerwartet war diese Wende über sie gekommen. Erst hatte sie glücklich darauf geachtet, wenn Lucius den anstelligen Burschen Adalni vor dem Vater pries und wenn der Vater mit warmen

und ausgiebigen Worten in das gespendete Lob einstimmte. Dann aber hörte sie den Handelsmann sagen: „Solche Leute könnte ich brauchen. Unser Geschäft verlangt einen guten Kopf und eine hurtige Entschlossenheit, und an Burschen dieser Art fehlt es immer. Aber sie haben große Aussicht bei uns. Was sagtest du, Meier Germar, wenn er in meine Dienste träte?“ Der Vater runzelte die Stirn. „Solche Burschen kann auch ich gut brauchen ... Hätte Adalni denn Lust, in die Stadt zu gehen?“ Er habe seit langem keinen anderen Gedanken. „Seit langem?“ — „Ja, deine Quena habe ihn darauf gebracht. Stadt macht frei, habe sie ihm gesagt. Er ist freigelassen, aber was bedeutet das.“ — „Also, Liuthild wäre einverstanden? Dann — ich bin dir sehr zu Dank verpflichtet, auch dem Adalni, ich will auch ihn zum Kaufpreis für das Saatgut legen. Aber warum hat er mit mir nicht gesprochen?“ Lucius lächelte: „Er hat mich in seiner Angst vorausgeschickt, wie man den Brautvater schickt. Natürlich will er alles von dir allein abhängig machen.“

Kuna war, als sähe sie ihr Haus in Flammen. Sie wollte zu Adalni, ohne Rücksicht, wie in ein brennendes Haus. Aber dann stürzte sie in ihre Kammer, niedergeschmettert von dem einen Gedanken: Mit der Mutter hat er gesprochen, mit dem Kaufmann, und alles macht er vom Vater abhängig ... sie aber — hätte sie nicht das erste Wort verdient? Noch erwartete sie und gab ihm sogar die Gelegenheit, zu ihr zu kommen. Da zertrat sie das eine Wort in sich, das sie für ihn noch aufgehoben hatte und sparte ihm den eisigen Blick auf, den ihr die Verachtung geschmiedet hatte. Diesen bekam er dann beim Abschied und sonst keinen Finger — nichts.

Und nun: wie ein ewig gleichlautender Krähenruf wiederholte sich ihr immerzu das eine: Adalni ist klug! Wie klug doch diese Männer sind, auch Kletus! Ihre Sache ist es also, nach ihrem Vorteil zu schauen. Sie aber hätte alles zurückgelassen — Hab und Gut und Heimat und Sippe ... alles ... wie klug ist doch dieser Adalni! Sie stieß immer heftiger in einen brausenden Zorn hinein. Eine schmähliche Klugheit! Hat sie ihm denn etwas gekostet? Mit Verrat im Herzen ist er bereits auf diese Fahrt gegangen und darum also munter und in guter Laune. Und ihr, die wie ein gebundenes Opfertier auf dem Wagen saß, hat gerade seine Munterkeit ins Herz geschnitten, und sie hat mit sich gerungen, ob sie es dem Ahnungslosen kundtun soll. Aus Erbarmen hat sie es unterlassen, in der kleinen Hoffnung auf einen möglichen guten Ausgang. Ihm wäre auch die schmähliche Ehe mit Kletus einerlei gewesen. Und ich habe ihn Reginald an die Seite gestellt!

Das einzige Wort, das ihr Bruder nachher Adalnis wegen zu ihr sagte, war: „Siehst du, ein schlauer Bursche, der weiß, wo er sich einpflanzen muß, um wachsen zu können. Das ist das einzige, was wir von ihm lernen können.“ Aber Reginald benahm sich dabei so übermütig und fröhlich, wie man es bei ihm gar nicht gewohnt war. Er griff sie, hob sie auf die Schulter und sprang mit ihr über den Brunnentrog und einen Zaun wie ein tolles Fohlen.

Ein ähnlicher Überschwang war über den Vater und die Mutter gekommen, ja über die ganze Mark. Späher hatten die heimkehrenden Kornwagen schon auf der Hochstraße erlauert. Und dann sprengte die ganze Jugend zu Pferde den Heimkehrenden entgegen; die alten Männer und Frauen folgten in gemessenem Trab. Die Mädchen hatten schon Kränze aus Schlehdornblüten gewunden, die Burschen Zweige von den Eiben geschnitten und stark duftenden Seidelbast aus dem Walde. Damit schmückten sie die Zugpferde und Wagen, den Meier und Hramuth und Liauthari. Kuna bekam ein Kränzchen von Schneeglöcklein. So holten sie die Heimkehrer heim. Sie wurden gefeiert wie die ersten Garben der neuen Ernte, wie Sieger in einem schweren Kampf. Liuthild schenkte daheim der Tochter einen schönen Armreif. Sie und der Vater benahmen sich zu ihr, als sei sie aus einer tapfer bestandenen Gefahr zurückgekehrt. Beide gingen mit ihr noch am ersten Abend zum Totengarten hinaus, wo sie auf Waltrams Grabstätte die Kerze anzündeten. Kuna blieb noch eine Weile, als die Eltern bereits weggegangen waren. Sie neigte sich nieder: „Santa Afra und ihr, selige Ahnen, ihr habt es besser gewußt, ihr habt geschenkt, indem ihr verweigert habt.“

Schon auf der letzten Wegstrecke hatte sich das trübe Wetter gebessert, der Neuschnee war vor der Sonne geschmolzen, milde Lüfte wehten. Endlich sah es so aus, als habe sich der Himmel wie die Erde wieder darauf besonnen, daß sie geschaffen seien, Wachstum und Gedeihen zu bringen. Ein Frühlingswetter donnerte aus lauen Regensträhnen, und alsbald löste die heiterste Sonne den befruchtenden Regen ab. Kann es denn sein, daß das unholde, feindselige Wesen der Lüfte sich gewandelt hat? Die Welt lächelt wieder, liegt in Urbehagen da, friedlich, lockend, eine Mutter, die ihre Kinder kost und nährt.

Der Meier verteilte das Korn sorgfältig und streng. Wer Geld oder andere Werte gegeben hatte, erhielt den angemessenen Teil, die anderen bekamen gegen Pfänder und gegen Stäbe, in die Frondienste eingekerbt waren. Nicht alle brachen Äcker konnten angebaut werden. Aber nicht ein einziger Höriger oder Kleinhuber war, der nicht ein wenig Hafer und Gerste hatte ansäen können. Der Roggen und



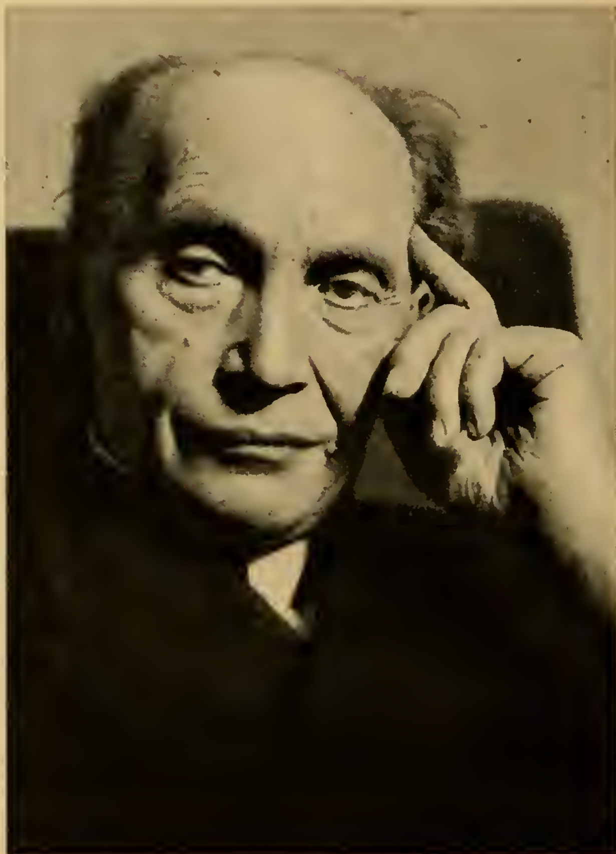
die Feesen wurden sorgfältig für die Herbstsaat aufgehoben. Bald sangen die Lerchen über grünendem Feld. Die erkrankte Erde jauchzte ihre Genesung und ihren Frieden in die wachsenden Tage hinein. Die Schwerter schliefen an ihren Haken. Thassilos Herislis mußte der Notzeit wegen ungestraft bleiben und schien mit der Zeit über den aquitanischen Kämpfen König Pippins vergessen zu sein. Dieses große Hungerjahr aber war ein großer Sieg der Trolle und Drachen. Über viele Äcker wuchs anderwärts wieder der Wald, viele Firste, auf denen Störche genistet und unter denen wackere Bauern mit ihrem Nachwuchs gehaust hatten, verfaulten und sanken in sich zusammen. So sehr hatte der Tod unter den Leuten aufgeräumt. Die in Ödungen vorgestoßenen Siedlungen verfielen aufs neue dem wuchernden Gestrüpp und wurden zu Schlupfwinkeln des Raubwildes. Die Menschen wichen zurück in die fruchtbaren Täler, gemindert an Zahl, geschwächt und gelähmt. Aber wie dieses wunderbare Geschlecht nun einmal ist: wenn es seinem Leben in endlosem Unwetter geflucht hat, so genügen ein paar wonnevolle Maitage, um es aufs neue mit himmelstürmenden Plänen zu füllen.

BEMERKUNGEN

Am 29. April d. J. beging Peter Dörfler seinen 70. Geburtstag. Aus diesem Anlaß wurde er zum päpstlichen Hausprälaten ernannt. Viele wurden erst dadurch darauf aufmerksam, daß der Dichter neben seiner künstlerischen Berufung auch noch als Priester einen Beruf ausübt, der nicht minder Berufung ist. So wird die Kraft seines Wortes in zwiefacher Hinsicht gerühmt: es rühmt sie an seinen Dichtungen der feine Kenner der Sprache, aber es rühmt sie ebenso unter dem Eindruck seiner Predigten der einfache Mann des Volkes. Den Kindern des von ihm geleiteten Waisenhauses in München ist er ein gütiger Vater. Kraft, aus tiefen Wurzeln quellende Kraft, und eine aus lebendigem Gottesbewußtsein leuchtende Güte sind wohl überhaupt die bestimmenden Züge dieser schwerblütigen, wuchtigen Schwabengestalt, in der sich wie in einer Rebe irdischer Stoff sichtbar in Geist zu verwandeln scheint.

Die Apollonia-Trilogie vor allem sowie das weitverbreitete Insel-Bändchen „Jacobäas Sühne" haben Peter Dörfler den Ruhm eingetragen, der Heinrich Federer des Allgäus zu sein. Und in der Tat liegt in dem Vergleich mit diesem anderen Priesterdichter, der ähnlich frei von enger Kirchlichkeit und ebenso sprachmächtig die Heimatkunst seiner Schweizer Romane und Erzählungen zu europäischem Rang erhob, vieles ausgedrückt, was das Wesen des Dörflerschen Werkes ausmacht. Aber nur eines Teiles seines Werkes; denn der andere umspannt die Geschichte des Abendlandes. Man denke sich in den Allgäuer Bergen einen Hütejungen, in dem unbewußt die schöpferische Gestaltungskraft gärt und den die Inbrunst seines unverbrauchten Blutes zum Lernen in die Stadt treibt: wie er die Botschaft des Geistes aufnimmt, wie er wach auf alles merkt, was ihm begegnet, wie er, der mit der Reinheit einer ursprünglichen Natur noch zu erstaunen vermag, Kenntnisse empfängt, die anderen geläufig, allzu geläufig sind, die er aber sich bedächtig Stück für Stück einverleiben muß, weil leere Formeln ihm unverständlich bleiben. Da wird alles zur Anschauung, rund und farbengesättigt, nichts bleibt blaß oder verschwommen. Und man bedenke auch, daß dieser junge Mensch nicht unberaten wertvolle Zeit zu vergeuden braucht, sondern daß er sogleich aufgefangen und geleitet wird von einer erfahrenen Institution, deren erzieherische Weisheit schon immer besonderen Wert gelegt hat auf den Nachwuchs aus frischem bäuerlichen Blut. Dörfler studiert katholische Theologie. In diesen Bahnen drängt sein Lerneifer, seine Kultursehnsucht zuchtvoll und sinnbewußt weiter. Das Studium der christlichen Archäologie schließt sich an das theologische. Dann kommt er nach Rom, und er darf abermals schauend erleben und umsetzen in lebendige Anschauung, was er bereits aus Büchern weiß: die Welt des Mittelmeers, den antiken und christlichen orbis terrarum.

Die Zeugnisse dieser lebendigen Geschichtserfahrung sind seltsamerweise weniger ins deutsche Publikum gedrungen als die Allgäu-Romane. Und doch steht der Dichter Peter Dörfler ebenso sicher in der Welt der Geschichte wie im Bezirk seiner Heimat. Daß er beide Bereiche bruchlos in sich zu vereinigen vermag, ist die besondere Gunst seiner in organischen Ringen gewachsenen, vielschichtigen Persönlichkeit; es ist die Gnade des Ursprungs. So sei an dieser Stelle nachdrücklich verwiesen auf jenes Werk, das Peter Dörfler am besten als den Dichter des historischen Romans ausweist, der er in unübertroffener Meisterschaft ist: auf den Roman „Die Schmach des Kreuzes"; es sei zugleich eine Lanze für das zu Unrecht halbvergessene Buch, das im Byzanz des 7. Jahrhunderts spielend, das Schicksal des Christentums und des Abendlandes unter dem Ansturm der Perser und Avaren darstellt und eine Weltwende verdeutlicht, da die germanischen Reiche Nordafrikas noch ihre letzten Ausläufer hereinschicken, während in der arabischen Wüste schon ein neuer Stern aufgeht: der feurige Komet Mohammeds. In der Art, wie dieser leuchtend bunte und figurenreiche Teppich gewirkt ist, gelang ein neuer Typus des historischen Romans, dessen Eigenständigkeit sich auch neben den modernsten Leistungen auf diesem Gebiet behaupten wird. —



Peter Dörfler

Der Roman „Der Urmeier", aus dem das abgedruckte Kapitel mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers entnommen ist, wird voraussichtlich noch in diesem Herbst beim Verlag Karl Alber, München, erscheinen. Einige altertümliche Ausdrücke, die darin vorkommen, seien zum besseren Verständnis hier kurz in ihrer neuhochdeutschen Bedeutung wiedergegeben: Buint — Obstgarten beim Haus; Ding — Gerichtsversammlung bei den germanischen Stämmen; Mage bezeichnet in der germanischen Rechtssprache Seitenverwandtschaft; Betbur — Bethaus, Kirche; Quena — Eheweib; Walche — Welsche, Römer; Schalk — Knecht; Herislis — eigenmächtiger Ausbruch aus der Heeresfolge (Desertion); Hleo — Grabhügel; Etter — Zaun.

*

Das Schlußbild unter Montaignes Tagebuchnotizen auf Seite 28 zeigt ein Gitter aus dem Ulrichmünster (Photo S. Rostra). — Die Plastik auf Seite 22 ist eine Figur A. Dauchers d. Ä. aus der Fuggerkapelle (Photo Städt. Kunstsammlungen). — Die Photovorlagen zu dem Miniaturporträt Wolfgang Amadeus Mozarts auf Seite 34 und dem Bildnis Leopold Mozarts auf Seite 37 stellte in liebenswürdiger Weise der Alfons Bürger-Verlag, Lorch/Württ.—Stuttgart, zur Verfügung. Sie sind dem Bilderteil des dort demnächst erscheinenden Bandes „Ein schwäbisches Mozartbuch" von Ernst Fritz Schmid, dem Verfasser des Beitrages „Mozarts Urheimat", entnommen.

*

Das Gemälde, das den Maler Hans Burgkmair und seine Ehefrau darstellt, wurde lange für ein Selbstbildnis gehalten. 1936 stellte sich indessen bei einer Reinigung der Tafel heraus, daß sie die Signatur Lucas Furtenagel trägt. Dieser wurde 1505 in Augsburg geboren und war ein Schüler Burgkmairs. Nach dessen Tod verließ Lucas Furtenagel Augsburg und ging zunächst wahrscheinlich zu Luxas Cranach nach Wittenberg, wo er Luther kennenlernte. 1538 ist er in Halle nachzuweisen. 1546 malte er ein Bildnis Luthers auf dem Totenbett.

*

Die Illustrationen zu der Erzählung von Peter Dörfler zeichnete Mirka Szewczuk.

‹ MERIAN ›

STÄDTE UND LANDSCHAFTEN
EINE MONOGRAPHIENREIHE

Bisher erschienen:

WÜRZBURG

Inhalt: Anton Dörfler, An den Main / Friedrich Schnack, Mainfränkischer Seelenspiegel / Georg Britting, Gang durch das Weindorf / Matthaeus Merian, Historische und wahrhafftige Beschreibung / Lina Staab, Alte Brücke / Heinrich von Kleist, Dramatische Landschaft / Ina Seidel, Der traurige Jahrmarkt / Hermann Hesse, Wassermann und Madonna / Rudolf G. Binding, Würzburger Marien / Max Dauthendey, Der Hahnenschrei / Anton Schnack, Liebesbrief aus Würzburg / Max Meister, Würzburg 1945 / Leo Weismantel, Totenklage über eine Stadt / Max H. v. Freeden, Vergänglichkeit der Kunst / Max Meister, Trümmer / Michael Meisner, Dionysisches Memento / Hans Löffler, Ein Zukunftsbild.

LÜBECK

Inhalt: Martin Boyken, Lübeck, Gestalt und Geschichte / A. von Brandt, Geist des Mittelalters / Wolfgang J. Müller, Sankt Marien / Thomas Mann, Anno 1848 / Kurt Klugkist, Musikalische Tradition / Otto Anthes, Der Turm / Hans Ewers, Die große Ida / Thomas Mann, Lübeck als geistige Lebensform / Gustav Hillard, Bilder der Kindheit / Heinrich Leippe, Das Gehäuse des Lebens / Abraham Enns, Gemeinschaft der Heiligen / Isa Vermehren, Verwandlungen einer Stadt / Jan Molitor, Hinter dem Holstentor / Axel Use, An der Zonengrenze / Otto Anthes, Lübische Geschichten.

KÖLN

Inhalt: Ricarda Huch, Köln im alten Reich / Sulpiz Boisserée, Der Dombau / Die Sage vom Dombaumeister / Alfons Paquet, Leben am großen Strom / Georg Forster, Der Tempel / Bettina Brentano, Capriccio / Jacob Burckhardt, Das Wagnis der Vollendung / Josef Leitgeb, Der geometrische Berg / Lis Böhle, Köln — München — Paris / Hans Schmitt, Carneval triste / K. Zimmermann-Jatho, Schutzgeister eines kölnischen Kindes / Stefan Andres, In der heiligen Stadt / Paul Gurk, Meister Eckehart / Alfons Paquet, Die Metropole / Hans Jakob Hässlin, Agrippinische Phantasie / Carl O. Jatho, Gespräch am Abgrund der Zeit / Heddy Neumeister, Gesang aus der Krypta / Walter Henkels, Ende und Anfang / Rudolf Schwarz, Die Stadt der Zukunft.

Vorbereitet oder geplant sind weiterhin Hefte über: Mannheim, Stuttgart, Hamburg, Mainz, Worpswede, Trier, Essen, Frankfurt.

HOFFMANN UND · CAMPE VERLAG · HAMBURG



WIE WEILAND MATTHAEUS MERIAN AM AUSGANG DES DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGES mit seinen berühmten Städtebildern und Landschaftsschilderungen den Lebensbereich umschrieb, der dem deutschen Volke nach den furchtbaren Verheerungen verblieben war, so gilt auch für uns wieder, sich eine Anschauung zu verschaffen von der verwandelten Landschaft, in der unser Leben heute spielt. Auch Merian widerfuhr das Schicksal unserer Generation: vieles, was er geliebt und dargestellt hatte, sank durch den Dreißigjährigen Krieg in Schutt und Asche. Sein Wirklichkeitssinn, der ihn die Städte so scharf und getreu zeichnen ließ wie keiner vor ihm, erwuchs einem Daseinsgefühl, das zutiefst den Schauder der Vergänglichkeit erfahren hatte. Als Merian das weitgespannte Werk seiner Topographia Germaniae schuf, das seine Erben dann vervollständigt haben, folgte er seinem künstlerischen Trieb und gehorchte damit zugleich einem Anruf der Zeit. So gelang ihm, die Frucht der eigenen zahlreichen Wanderfahrten einbringend, aber auch fremde Arbeit verwertend, den Bestand aufzunehmen, d. h. jenen Besitz, dessen sich zu vergewissern und auf den sich zu besinnen not tut, denkt man überhaupt an ein Weiterleben im Bewußtsein geistiger Herkunft.

MERIAN griff dabei mit einer Selbstverständlichkeit auf die Städte zurück, die uns zu denken geben muß. In der Tat sind sie die eigentlichen Elemente der europäischen Kultur, und ganz besonders sind sie es in Deutschland. Mögen sie auch heute zerstört daliegen, so verkörpern doch selbst ihre Trümmer noch einen Ordnungsgedanken, eine Lebensform, eine Kulturidee, und in dieser geistigen Gestalt sind sie unauslöschbar.

MERIAN leistete damit für seine Nachfahren das gleiche, was das dokumentarische Bild jüngst vernichteter Schätze dereinst unseren Kindern bedeuten wird. Und doch gab auch er schon mehr als nur einen Bericht von Gewesenem. Er zeigte, daß neben Haß und Neid, Machtpolitik und entfesselter Gewalt es auch noch anderes gibt, das in den Herzen der Menschen wohnt und sogar auch außer ihnen Gestalt gewinnt. Es ist der friedliche Bürgerfleiß, der sich ein Haus erbaut, eine Stadt, einen Dom. Es ist der Schönheitssinn, der Blick für Maß und Form, der eine äußere Welt sich anverwandelt. Geduckte Dächer, Brücken und ragende Türme: die Werke des engen Alltags wie der Sehnsucht nach dem Hohen und Ewigen, sie zeigte Merian eingebettet in die Landschaft der Heimat. So wurde er zum Schilderer der wahren Kultur-Landschaft, in der Natur und menschliche Siedlung zur Einheit verschmolzen sind und die der klarste Spiegel ist der Seele eines Volkes und einer Zeit.

MERIAN, der unermüdliche Wanderer und Städteschilderer, ist mehr als nur ein Künstlername. Schon seine eigenen Söhne und Schüler gebrauchten ihn als Signum und Symbol, unter dem sie das von ihm begonnene Werk fortsetzten. Und diese Arbeit ist keineswegs beendet, sie ist vielmehr heute aktueller als je. Denn wiederum gilt es mit wachem und zugleich ordnendem Geiste auszufahren und das Bild des uns verbliebenen Lebensbereiches einzubringen, damit wir uns in der neuen Wirklichkeit beheimaten können. Diese Wirklichkeit umgreift freilich mehr als das Trümmerfeld, das sich da und dort dem ersten Blick darbietet. Sie umspannt die geistige Gestalt einer Stadt und einer Landschaft, wie sie historisch geworden und wie sie in alle künftige Gestaltung hinein fortwirkt. Und sie schließt endlich auch die jeweilige Atmosphäre in sich ein, die Besonderheit des Lebens an einem bestimmten Ort. Auf den Spuren Merians und in seinem Geiste wird die Monographienreihe

‹MERIAN›

mit modernen Mitteln, doch in jener engen Verbindung von Wort und Bild, für die Merian das große Beispiel gab, die Lande durchstreifen mit dem Ziel: die wirkliche Gestalt unseres Lebens zu erkennen in den materiellen und geistigen Zügen unserer Städte und Landschaften wie im seelischen Gepräge ihrer Bewohner.

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG · HAMBURG


1 7 8 1